

5 Die analytischen Leitkonzepte ›Wirtschaft‹ - ›Identität‹ - ›Krise‹

Nachfolgend werden die drei analytischen Leitkonzepte meiner Arbeit ›Wirtschaft‹, ›Identität‹ und ›Krise‹ definitorisch vermessen. Im Zuge dessen gilt es, sie zunächst in Hinblick auf ihre aktuelle Nutzbarmachung und ihre begriffsgeschichtliche Fundierung als auch ihrer theoretischen Perspektivierbarkeit abzustecken. ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ werden darüber hinaus konzeptionell in ihrer narrativen Tiefenschärfe und ihrer Applizierung im literarischen Raum vermessen; mit dem Ziel, zum einen die ihnen inhärente Dimension des Imaginativen aufzuzeigen sowie zum anderen ihre Präsenz in der Literatur zu verdeutlichen. ›Krise‹ soll ferner als ein bestimmtes narratives Modell sichtbar gemacht und – sich die fachspezifische Nutzbarmachung im wirtschaftswissenschaftlichen und psychologischen Kontext als ›Wirtschaftskrise‹ und ›Identitätskrise‹ vergegenwärtigend – als eine anthropologische Erzählkonstante ausgelotet werden.

Dergestalt konzeptionalisiert wird die Trias ›Wirtschaft‹, ›Identität‹ und ›Krise‹ anschließend in eine Analysematrix transferiert werden. Das so entwickelte operationale Modell soll dann auf die Untersuchung des Textkorpus angewandt werden, um den hier aufgeworfenen Fragen und Thesen zum Erzählen von Wirtschaft und Identität im Modus ›Krise‹ in deutschsprachigen Romanen im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 nachzugehen.

5.1 Konzeptionalisierung ›Wirtschaft‹

›It's the economy, stupid!¹ – Seither viel zitiert und zum geflügelten Wort geworden,² entschied Bill Clinton mit diesem Slogan 1992 den US-Präsidentschafts-

1 Frei übersetzt: ›Auf die Wirtschaft kommt es an, Dummkopf!‹

2 So liefert eine einfache Onlinesuche nach dieser Phrase via Google rund 256.000 Treffer (Suchanfrage durchgeführt am 10.05.2022).

wahlkampf für sich.³ Pointiert ist hier der Gedanke formuliert, dass ›Wirtschaft‹ als zentrales gesellschaftsfigurierendes Leitnarrativ der Gegenwart zu gelten hat, dem eine umfassende inkorporative sozial-kulturelle Prägestkraft innewohnt. Anders ausgedrückt: ›Auf der Grundlage von Arbeit als Ausdruck der *conditio humana* ist Wirtschaft die gesellschaftliche Form, welche menschliche Kollektive ihrer Auseinandersetzung mit der äußeren Natur geben‹.⁴ Von ›Gesellschaft‹ kann dementsprechend präzisierend als »Wirtschaftsgesellschaft«⁵ gesprochen werden; erweist sich doch eine ökonomische Nomenklatur als ebenso omnipräsent wie beziehungsformulierend: Die Wirkmacht von ›Wirtschaft‹ zeigt sich nicht allein in der gesellschaftszentralen Geltung des (Erwerbs-)Arbeitens, sondern die Organisation des individuellen Lebens ist überhaupt fundamental abhängig vom Grad der Verfügbarkeit des ökonomischen »Kommunikationsmedium[s]«⁶ ›Geld‹. Weiterhin unmittelbaren Ausdruck findet die Allgegenwärtigkeit von ›Wirtschaft‹ beispielsweise in der Realisierung von Wirtschaftsmetaphern im umgangssprachlichen Gebrauch – man denke etwa an ›blank sein‹ oder ›hoch im Kurs stehen‹ –, in den täglichen medialen Auseinandersetzungen mit dem Börsengeschehen sowie in der vielfältigen fachwissenschaftlichen Fokussierung des Ökonomischen – angefangen bei der Wirtschaftsgeschichte über die Wirtschaftspädagogik, dem Wirtschaftsrecht und der Wirtschaftssoziologie bis hin zur Wirtschaftsphilosophie. Diese zu konstatierende sozial-kulturelle Reichweite des Ökonomischen bleibt in einer klassischen Definition von ›Wirtschaft‹ als »ein[] eigenständige[r] Handlungsbereich, der auf die Bereitstellung von begehrten Gütern und Leistungen angesichts von Knappheit ausgerichtet ist«,⁷ unberücksichtigt. Indem hier nachfolgend der historisch-theoretische Genese- und Etablierungsprozess von ›Wirtschaft‹ betrachtet wird, soll die Grundlage geschaffen werden, um ›Wirtschaft‹ in jenem anskizzierten umfassenden, die Gegenwartsgesellschaft fundierenden Sinn zu konzeptualisieren und als ein zentrales gesellschaftliches Ordnungs- und Handlungssystem zu entwerfen:

Etymologisch lässt sich ›Wirtschaft‹ auf das griechische Wort *οικονομία* zurückführen, dessen Bedeutungsspektrum zwischen den Aspekten »ver- und zuteilen«[,] [...] ›weiden‹, ›nutzen‹, ›genießen‹ und [...] ›ordnen‹, ›(ver)walten‹⁸ changiert. Kon-

3 Vgl. Uwe Vormbusch: Wirtschafts- und Finanzsoziologie. Eine kritische Einführung. Wiesbaden 2019, S. 1.

4 Ebd.

5 Michael S. Aßländer: Wirtschaft. Berlin, Bosten 2013, S. 1.

6 Niklas Luhmann: Die Wirtschaft der Gesellschaft. 8. Aufl. Frankfurt a.M. 2019, S. 230.

7 Andrea Maurer: Wirtschaft. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 513–515, hier S. 513.

8 Peter Spahn: Wirtschaft. II. Antike. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 513–526, hier S. 514.

kret ist hiermit »die Tätigkeit der Haushaltung, der richtigen Verwaltung eines οἶκος [= Hauses, K.T.]« gemeint, womit »das gesamte Hauswesen mit den dazugehörenden Personen und Gütern«⁹ bezeichnet ist. ›Wirtschaft‹ liegt somit das breite Verständnis einer materiellen sowie sozialen Organisationseinheit zugrunde, in die ebenso moralische wie pädagogische Gesichtspunkte inkludiert sind.¹⁰ Demnach zählt es gleichfalls zu den »Aufgabe[n] des Haushaltsvorstandes [...], die Rechte und Pflichten der Hausgenossen zu regeln, gerecht zu urteilen, für Pflege und Unterhalt der Kranken und Schwachen zu sorgen und alle übrigen Haushaltsmitglieder zu unterweisen und anzuleiten«.¹¹ Im Zentrum dieses Entwurfs »vom ›ganzen Haus‹«¹² steht dementsprechend nicht das Verfolgen erwerbswirtschaftlicher Interessen wie etwa eine absatz- und profitorientierte Warenproduktion,¹³ sondern »das Ideal der Autarkie und das Ziel der wirtschaftlichen Unabhängigkeit«.¹⁴ Gemäß diesem konzeptionellen Grundriss bleibt ›das Haus‹ als maßgebliche ökonomisch-soziale Einheit des Gesellschaftssystems bis weit in die Frühe Neuzeit hinein funktional präsent und wird zugleich zum diskursiven Kristallisationspunkt der Reflektion »vielfältige[r] rechtliche[r], ethische[r] und religiöse[r] Normen«.¹⁵ Literarisches Hauptgenre dieser Verhandlungen ist vom 16. Jahrhundert an bis ins ausklingende 18. Jahrhundert hinein »die Hausväter- bzw. Ökonomikliteratur [...] [die] [e]inerseits [...] ein interessiertes Laienpublikum in Landwirtschaft und Haushaltung unterrichten [will] [...] [und] [a]ndererseits [...] auf religiöse und moralische Belehrung«¹⁶ abzielt. Im Zuge dessen wird die Vorstellung vom ›ganzen Haus‹ gleichfalls in erweiterter Lesart nutzbar gemacht: Die Verfasstheit eines »wohleingerichteten Staat[es]« oder des »wohleingerichteten Erdkreis[es]«¹⁷ kann über den Begriff ebenso ins Blickfeld gerückt und mit dem Impetus »der *Weltdarstellung* als auch der *Welterklärung*«¹⁸ diskutiert werden.¹⁹

9 Ebd., S. 513.

10 Vgl. Aßländer: *Wirtschaft*, S. 11.

11 Ebd.

12 Johannes Burkhardt: *Wirtschaft*. I. Einleitung. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 511–513, hier S. 511.

13 Vgl. ebd., S. 511f.

14 Aßländer: *Wirtschaft*, S. 5.

15 Otto Gerhard Oexle: *Wirtschaft*. III. Mittelalter. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 526–550, hier S. 526.

16 Ulrike Kurse: *Das Haus als Welt. Die geordnete Welt in der frühneuzeitlichen Ökonomikliteratur*. In: Christian Moser (Hg.): *Figuren des Globalen. Weltbezug und Welterzeugung in Literatur, Kunst und Medien*. Göttingen 2014. S. 579–590, hier S. 579.

17 Ebd., S. 580.

18 Ebd., S. 579.

19 Vgl. ebd., S. 580.

Auf den Punkt gebracht: Der sich in der Antike formulierende Begriff *oikonomia*, zu dem sich im Verlauf des Mittelalters als deutsches Äquivalent ›Wirtschaft‹ mit der semantischen Implikation von ›Bewirtung‹ im Sinne von ›Gastmahl‹ gesellt,²⁰ bezieht sich jahrhundertlang einzig auf die Verwaltung des *oikos*. Hiermit kann sowohl der private wie staatliche Haushalt als auch in theologischer Auslotung die naturhafte Ordnung der Welt bezeichnet werden. Infolgedessen sind die wirtschaftliche Güterproduktion, -distribution und -konsumption gleichfalls in »komplexe soziale Verhältnisse und moralisch-ethische Vorstellungen« eingebettet; dementsprechend findet die Erörterung ökonomischer Fragestellungen in »moral- und staatsphilosophische[n] bzw. theologische[n] Abhandlungen«²¹ statt. Das heißt andersherum gewendet: Bis in die Frühe Neuzeit hinein existiert kein übergeordneter Terminus zur Bezeichnung von sonstigem (erwerbs-)wirtschaftlichem, absatz- und gewinnorientiertem Agieren, geschweige denn ein spezifischer fachwissenschaftlicher Zugriff darauf.²² Erst mit der einsetzenden Auflösung des ›Hauses‹ als umfassendes ökonomisch-soziales Gefüge im 18. Jahrhundert und der damit verbundenen Auslagerung der Erwerbstätigkeit in den öffentlichen Raum²³ werden ›Ökonomie‹ bzw. ›Wirtschaft‹ terminologisch »in die Welt des Erwerbs hinausgetragen«;²⁴ mit semantisch leicht differenter Bedeutung: Während um 1800 ›Ökonomie‹ vorrangig den Gedanken einer grundsätzlichen Ordnung der Dinge und Einrichtungen wie des privaten Haushaltes, des Staates und der Welt überhaupt formuliert, kann anhand dessen auch bereits die theoretische Auseinandersetzung mit diesen Organisationsformen bezeichnet werden. Demgegenüber verweist ›Wirtschaft‹ stärker auf das praktische Tun oder den konkreten Gegenstand und transportiert zudem in pejorativen Redewendungen wie ›schöne Wirtschaft‹ oder ›polnische Wirtschaft‹ oftmals die Vorstellung »negativer Geschäftigkeit«.²⁵ Diese unterschiedliche Nuancierung – die theoretische Bedeutungsdimension von »Ökonomie« zum einen sowie die praktische-sachbezogene Konnotation von »Wirtschaft« zum anderen – wirkt bis in die heutige Begriffsverwendung fort: So ist eine Gesellschaft etwa nicht auf Basis einer bestimmten

20 Oexle: Mittelalter, S. 532.

21 Maurer: Wirtschaft, S. 513.

22 Burkhardt: Einleitung, S. 512 und Oexle: Mittelalter, S. 545.

23 Vgl. Johannes Burkhardt: Wirtschaft. IV. ›Wirtschaft‹ und ›Ökonomie‹ im Kontext der frühneuzeitlichen Hauslehre (16.-18. Jh.). In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 550–559, hier S. 559.

24 Ebd.

25 Johannes Burkhardt: Wirtschaft. VII. Die Entfaltung des Wirtschaftsdenkens (19./20. Jh.). In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 577–591, hier S. 578; Vgl. ebd., S. 577f.

»Ökonomieordnung« organisiert, sondern fußt stattdessen auf einer spezifischen »Wirtschaftsordnung«.²⁶

Einhergehend mit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts und der sukzessiven Durchsetzung des kapitalistischen Wirtschaftssystems als gesellschaftsfundierende Ordnung formuliert sich der moderne Begriff ›Wirtschaft‹ abschließend aus:²⁷ Zunächst vorrangig im Kontext des neuen Wissenschaftszweigs der Nationalökonomie mit ›Staat‹, ›Nation‹ und ›Volk‹ amalgamiert und nutzbar gemacht, lösen sich diese Begriffsverbindungen allmählich auf.²⁸ ›Wirtschaft‹ beginnt, sich semantisch zu »anonymisieren[]«²⁹ und »[i]m staatlich-gesellschaftlichen Bereich« sprachlich einen universellen »Geltungsanspruch«³⁰ zu reklamieren, im Zuge dessen der seinerzeit diesbezüglich gebräuchliche Begriff ›Handel‹ verdrängt wird.³¹ Es ist die Vorstellung gesamtgesellschaftlicher Tauschgeschäfte längs der Faktoren Produktion, Konsumtion und Distribution, aus der sich ›Wirtschaft‹ jetzt vornehmlich konzeptualisiert³² und »als ein eigenständiger Handlungsbereich«³³ entworfen wird.

Eine bedeutende Rolle für diesen historischen Figurations- und Etablierungsprozess von Wirtschaft als gesellschaftliches Ordnungs- und Handlungssystem kommt der theoretischen Reflexion zu; anhand einiger hierfür einschlägiger Titel und Denkrichtungen sei dies kurz skizziert:³⁴ Den Startschuss in der theoretischen Auseinandersetzung mit ›Wirtschaft‹ gibt der Moralphilosoph Adam Smith, der die Nationalökonomie als Fachwissenschaft begründet, mit seiner Abhandlung *Wealth of Nations* (1776). Wirtschaftliches Handeln wird von ihm als ein vom Befriedigungsbedürfnis subjektiver Eigeninteressen bestimmtes Tun definiert, das die Basis liberalen Marktgeschehens bildet, aus der zugleich allgemeingesellschaftliches Wohl erwächst.³⁵ Ferner als rezeptionsgeschichtlich bedeutsam erweist sich

26 Vor dem Hintergrund dieser graduell unterschiedlichen semantischen Konnotation wird hier grundsätzlich – angesichts meines Untersuchungsinteresses – der Begriff ›Wirtschaft‹ präferiert, wobei in adjektivischer Verwendung ›wirtschaftlich‹ und ›ökonomisch‹ synonym genutzt werden.

27 Vgl. Burkhardt: Entfaltung des Wirtschaftsdenkens, S. 587.

28 Vgl. ebd.

29 Ebd.

30 Burkhardt: Einleitung, S. 513.

31 Vgl. Burkhardt: Die Entfaltung des Wirtschaftsdenkens, S. 587.

32 Vgl. Johannes Burkhardt: Wirtschaft. VI. Die Vermittlung des Begriffs ›Ökonomie‹ (18. Jh.). In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 567–577, hier S. 575.

33 Maurer: Wirtschaft, S. 513.

34 Vgl. ebd.

35 Vgl. Vormbusch: Wirtschafts- und Finanzsoziologie, S. 5.

Karl Marx' dreibändiges Hauptwerk *Das Kapital* (1867, 1885, 1894; Letzteres postum), in dem »ökonomische Analyse und politische Forderung [...] eng verknüpft«³⁶ sind; überhaupt hat wohl »kaum ein anderer Ökonom [...] die tatsächlichen ökonomischen und politischen Verhältnisse so nachhaltig verändert«³⁷ wie Marx. Am Ausgangspunkt steht bei ihm der Gedanke, dass die sich im 19. Jahrhundert formierende kapitalistische Wirtschaftsordnung den Menschen von einer naturbestimmten Wirtschaftsweise entfremdet hat und ihn stattdessen der industriellen Produktion subordiniert. Diese neue »Gesellschaftsformation«,³⁸ in der wirtschaftliches Profitstreben handlungsbestimmend ist und die individuelle Arbeitskraft einen Warencharakter zugeeignet bekommt,³⁹ wird als systemimmanent defizitär entfaltet: Sozial gespalten in besitzende Kapitalisten und das besitzlose Proletariat sei sie vom Klassenkampf zersetzt und zum Scheitern verurteilt.⁴⁰ Vor dem Hintergrund der schweren sozialen und ökonomischen Verwerfungen im Gefolge der Weltwirtschaftskrise von 1929 betrachtet John Maynard Keynes in seiner Studie *General Theory of Employment, Interest and Money* (1936) die Wechselbeziehungen der »unterschiedlichen Märkte (Arbeitsmarkt, Gütermarkt, Finanzmarkt etc.) [...] [mit dem] zentrale[n] Augenmerk [...] [auf die] Konsumneigung einer Volkswirtschaft«⁴¹: Es ist die Forderung nach einem aktiven wirtschaftspolitischen Agieren des Staates, um einem etwaigen »Absinken einer Konsumquote und d[en] damit verbundenen negativen Konjunkturreffekte«⁴² entgegenzuwirken, in die seine Überlegungen münden.⁴³ Konträr dazu positioniert sich Friedrich August von Hayek mit seinem Grundlagenwerk *The Constitution of Liberty* (1960): Eine neoliberale Sichtweise vertretend, gilt ihm der Markt als »[w]ichtigste Institution, in der [...] Freiheit ihren Ausdruck findet«.⁴⁴ Staatliche Eingriffe ins Wirtschaftsgeschehen sollen weitestgehend unterlassen werden, da zum einen »der Marktmechanismus [...] den bestmöglichen Mechanismus für eine optimale Güterverteilung darstell[e]« und sie zum anderen »den Einzelnen [...] in seinen individuellen Möglichkeiten und seinem individuellen »Glücksstreben« beschränken würden«.⁴⁵ Diese vier exemplarisch ausgewählten, unterschiedlichen Perspektiveinnahmen auf ›Wirtschaft‹ illustrieren dreierlei: Erstens wird ›Wirtschaft‹ theoretisch unisono als ein

36 Aßländer: Wirtschaft, S. 99.

37 Ebd.

38 Ulrich Brinkmann, Oliver Nachtwey: Kapitalismus. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 215–220, hier S. 215.

39 Ebd.

40 Vgl. Vormbusch: Wirtschafts- und Finanzsoziologie, S. 7 und Aßländer: Wirtschaft, S. 99f.

41 Ebd., S. 120.

42 Ebd., S. 124.

43 Vgl. ebd., S. 120.

44 Vgl. ebd., S. 118.

45 Ebd., S. 114.

gesellschaftsfundierendes System lesbar gemacht, das für die verschiedensten Interpretationen anschlussfähig ist. Folglich kann ›Wirtschaft‹ zweitens ein weitumfassender Deutungsspielraum attestiert werden, aus dem sich drittens konkrete Handlungskonzepte und -anweisungen extrahieren lassen, die in direktes realwirtschaftliches Handeln umgemünzt werden können. ›Wirtschaft‹ – so lässt sich hier als Zwischenfazit in den Worten Fohrmanns resümieren – stellt kein »unabhängiges Anschauungsobjekt [dar] [...], das von [...] Beschreibungen, Erklärungen und Prognosen nicht beeinflusst wird, sondern [ist] im Gegenteil [ein] [...] performatives Geschöpf«.⁴⁶

Für die Funktionsfähigkeit einer qua Wirtschaft organisierten Gesellschaft unerlässlich sind Tauschprozesse im Medium ›Geld‹.⁴⁷ Durch die operationalen Wechselbeziehungen von Zahlungsleistungen und -forderungen, die getätigt oder unterlassen werden können, wird ›Wirtschaft‹ als sozial-ökonomisches System sowohl aufrechterhalten und bekräftigt⁴⁸ wie auch als gesellschaftlicher Kommunikationsraum stetig fortgeschrieben.⁴⁹ Die Fähigkeit zum Tauschhandeln lässt sich zu einer ›humane[n] Basisqualifikation« erklären, die »als grundlegender kommunikativer sozialer Akt [...] [das] Fundament gesellschaftlicher Organisationsformen und Kohäsionskräfte«⁵⁰ darstellt. Zusammengefasst: Ohne ›Geld‹ als Nexus wirtschaftlichen (Tausch-)Handelns wäre die kapitalistische Wirtschaftsordnung in ihrer hochgradigen Komplexität und Vernetztheit nicht denkbar. Das ökonomische System konstituiert sich autopoietisch aus monetären Tausch- und Beziehungsgeflechten, aus denen heraus sich ›Wirtschaft‹ erst als Figuration von Gesellschaft formulieren kann. Insofern besteht das fortwährende gesellschaftliche Erfordernis, ›Geld‹ in seinem systemerhaltenden funktionalen Gehalt zu bestätigen.⁵¹ Salopp gesagt: ›Wirtschaft‹ hängt am seidenen Legitimationsfaden des Geldes. In diesem Sinne gerät ›Geld‹ zur »alles durchdringenden Denkform im Zuge der Notwendigkeit, seine allgemeine Akzeptanz (Gültigkeit) als [...] Zeichen zu beglaubigen«.⁵²

46 Oliver Fohrmann: Wirtschaft als geldbeglaubigende Erzählung. In: Karsten Becker (Hg.): Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien. Würzburg 2020, S. 31–46, hier S. 34.

47 ›Geld‹ verstehe ich hier funktional als universelles Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel sowie als Recheneinheit, konkretisiert in unterschiedlichen Realisierungs- und Währungsformen: vom ›Münz- und Papiergeld‹ über das ›Giralgeld‹ bis zum ›virtuellen Geld‹; sowohl in staatlichen Währungsarten á la ›Euro‹ und ›Dollar‹ als auch in digitalen Kryptowährungen wie ›Bitcoin‹ oder ›Ethereum‹.

48 Vgl. Luhmann: Wirtschaft der Gesellschaft, S. 243.

49 Vgl. Georg Mein, Franziska Schößler: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen. Bielefeld 2005, S. 9–20, hier S. 9.

50 Ebd.

51 Vgl. Fohrmann: Wirtschaft als geldbeglaubigende Erzählung, S. 32.

52 Ebd., S. 31.

Was bleibt von diesem expeditiven Gang durch die verschiedenen Perspektiveinnahmen auf ›Wirtschaft‹, ist: Die Vergegenwärtigung der begriffsgeschichtlichen Genese zeigt die jahrhundertelange Realisierung des Begriffs in der Bedeutung eines ökonomisch-sozialen Fürsorgehandelns auf, aus der heraus sich die Konzeption von ›Wirtschaft‹ als ein spezifischer gesellschaftlicher Handlungsbereich erwerbsmäßiger Tätigkeit entwickelt. Anhand des Blicks auf verschiedene theoretische Interpretationsangebote von Wirtschaft als ein Ordnungssystem solcherart wird überdies dessen inhärente Ambiguität mit der Möglichkeit realgesellschaftlicher Konsequenzen offengelegt. Daran anknüpfend lässt sich ferner das Tauschhandeln qua Geld als systemimmanenter Kommunikationsoperator von Wirtschaft als allgemeingültige Voraussetzung und Grundlage für die Funktionsfähigkeit von Gesellschaft im Allgemeinen werten.

Auf Basis dieser herausgearbeiteten Aspekte verstehe ich ›Wirtschaft‹ hier folgendermaßen: ›Wirtschaft‹ bildet das zentrale strukturgebende Kommunikations- und Beziehungssystem von Gesellschaft, das durch das Medium ›Geld‹ als seinen grundlegenden Konnex autopoietisch figuriert und erhalten wird.

Eingedenk dessen gilt es nun, den Blick erneut zu weiten und ›Wirtschaft‹ hinsichtlich eines fiktionalen und narrativen Gehalts zu fokussieren.

5.1.1 Fiktionalität und Narrativität von Wirtschaft

Im Zuge der Aufarbeitung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 ist die Rede »von der Allgegenwart des Fiktiven in der Ökonomie«⁵³ endgültig zum breiten Konsens geworden.⁵⁴ Demnach sind Fiktionen als ein integraler Bestandteil des Wirtschaftssystems zu betrachten, die dessen Funktionsfähigkeit wesentlich mit gewährleisten.⁵⁵

Auf die herausragende Bedeutung des Fiktionalen in wirtschaftlichen Zusammenhängen verweist bereits die ökonomische »Ur-Fiktion«⁵⁶ des Geldes: Geld als kommunikativer Nexus wirtschaftlichen Handelns besitzt aus sich heraus weder einen materiellen noch praktischen (Gebrauchs-)Wert. Beispielsweise referiert die auf einen Geldschein gedruckte Zahl von 100 Euro nicht auf den Materialwert dieses Papierstücks, gleichfalls lässt sich »mit Geld unmittelbar nichts anfangen [...], man

53 Christine Künzel: Imaginierte Zukunft. Zur Bedeutung von Fiktion(en) in ökonomischen Diskursen. In: Iuditha Balint, Sebastian Zilles (Hg.): Literarische Ökonomik. Paderborn 2014, S. 143–158, hier S. 143.

54 Vgl. ebd.

55 Vgl. ebd., S. 146.

56 Ebd., S. 147.

kann es nicht essen und mit seiner Hilfe nichts bewerkstelligen«. ⁵⁷ Vielmehr ergibt sich der Wert des Geldes aus der gesellschaftlichen Übereinkunft, ihm diesen zuzusprechen und es demgemäß sozial als Recheneinheit, Tausch- und Wertaufbewahrungsmittel zu akzeptieren. Geld setzt also ein wechselseitiges Vertrauen in seinen Wert voraus, aufgrund dessen es erst als Bindeglied wirtschaftlicher Beziehungen – á la Kauf und Verkauf, Schuld und Darlehen – wirken kann. Um es auf den Punkt zu bringen: An Geld muss geglaubt werden, damit es funktioniert. Geht dieser Glauben verloren – Hörisch verweist diesbezüglich auf den »prekäre[n] Beglaubigungs-Status des Geldwertes« ⁵⁸ –, verliert es seine Geltung. ⁵⁹ Ein prominentes historisches Beispiel für diesen Geltungsverlust ist die deutsche Hyperinflation von 1922/23, als die Mark als offizielle Währung derart rasant ihren Wert verlor, dass »schließlich der Dispositionszeitraum [von Unternehmen und privaten Haushalten], der halbwegs sicher überblickt werden konnte, auf Tage oder gar Stunden zusammenschrumpfte«. ⁶⁰

Damit kennzeichnet Geld ebenso wie ökonomische Werte – gedacht sei etwa an die taxierten (Geld-)Werte von Immobilien, börsennotierten Unternehmen oder auch von auf dem Kunstmarkt gehandelten Werken – eine »immanente Unwirklichkeit«. ⁶¹ Das heißt: Als das stets fluide Ergebnis eines sozialen Aushandlungsprozesses lässt sich ihnen nur eine »bedingte Realität« ⁶² attestieren. Demzufolge kann eine objektiv-rationale Begründung wirtschaftlicher Wertbemessung a priori nicht geleistet werden, da ihr ein fiktionaler Moment hinsichtlich ihrer Wirklichkeitsreferenz inhärent ist.

Wirtschaftliches Handeln ist primär zukunfts fokussiert: »Es geht um Gewinne, Konsumbefriedigung, Arbeitseinkommen oder allgemeiner: Nutzen, der prinzipiell in der Zukunft liegt.« ⁶³ Will bedeuten: Der ökonomische Aktionsraum zeigt sich wesentlich vom Spiel mit Erwartungen, Möglichkeiten und Vorstellungen von Zukunft geprägt, die allerdings per definitionem ungewiss und insofern imaginativ

57 Jochen Hörisch: Geld als Medium – Mediale Wahrnehmungen des Geldes. In: Karsten Becker (Hg.): Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien. Würzburg 2020, S. 15–30, hier S. 18.

58 Ebd.

59 Vgl. ebd., S. 18f. Siehe auch: Künzel: Imaginierte Zukunft, S. 147.

60 Jürgen Freiherr von Kruedener: Die Entstehung des Inflationstraumas. Zur Sozialpsychologie der deutschen Hyperinflation 1922/23. In: Gerald D. Feldman u.a. (Hg.): Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914–1924. Berlin 1989, S. 213–286, hier S. 243.

61 Holger Bonus: Wertpapiere, Geld und Gold. Über das Unwirkliche in der Ökonomie. Graz, Wien, Köln 1990, S. 7.

62 Ebd., S. 8.

63 Jens Beckert: Woher kommen Erwartungen? Die soziale Strukturierung imaginierter Zukünfte. In: MPIfG Discussion Paper 17 (2017), <http://hdl.handle.net/10419/169429> (24.04.2022), S. 1–14, hier S. 1.

bleibt. Das kapitalistische Wirtschaftssystem basiert dementsprechend maßgeblich darauf, dass – wie Beckert prägnant expliziert – »Entscheidungen intentional rationaler Akteure in Fiktionen verankert sind«. ⁶⁴ Mit anderen Worten: Ein genuin faktengestütztes ökonomisches Agieren erweist sich als eine Schimäre. Vielmehr sind es Annahmen über die Zukunft – ergo fiktionale Entwürfe von Zukunft –, die »als Realität [...] begr[if]fen«, ⁶⁵ handlungsbestimmend sind. Wirtschaftlichem Entscheidungshandeln ist folglich der »Status von Als-ob-Aussagen« ⁶⁶ eigen; damit lässt sich als fiktional fundiert beschreiben: Es kann stets nur so »getan werden«, dass die gesellschaftlich-ökonomischen Entwicklungen wie prognostiziert verlaufen, da es empirisch unmöglich ist, »Fakten bezüglich zukünftiger Ereignisse« ⁶⁷ zu generieren.

In ihrer zukunftsorientierten Figuration tritt dementsprechend die fiktionale Grundierung des rationalen Impetus von »Wirtschaft« zutage. Zugleich wird in diesem Punkt auch die Rolle von Erzählungen für das Funktionieren des Wirtschaftssystems sichtbar. ⁶⁸ So richtet sich ökonomisches Entscheidungshandeln gemeinhin nach einer »Erzählung von Zukunft«, »die den Akteuren im Moment der Entscheidung als »glaubwürdige Beschreibung[] zukünftiger Entwicklungen« erschein[t] [Hervorh. K.T.]«. ⁶⁹ Ein Beispiel: Im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 sind staatliche Maßnahmen und Markteingriffe oft in die Erzählung eingebettet worden, dass Lehren aus vergangenen ökonomischen Krisenzeiten – wie der Inflation Anfang der 1920er-Jahre in Deutschland oder der die 1930er-Jahre bestimmenden Großen Depression in den USA – zu ziehen seien. ⁷⁰

Die Aktualisierung von solcherlei narrativen Deutungsrastern zeigt sich überhaupt für »Wirtschaft« als merkmalsgebend. Es ist hier ein umfangreiches Repertoire an Metanarrativen greifbar; angefangen bei ökonomischen »Erfolgs- und Fortschrittsnarrative[n]« bis hin zu »Wachstums-, Krisen- und Gleichgewichtsnarrative[n]«, ⁷¹ für deren kommunikativen Gehalt sich allgemein festhalten lässt:

64 Jens Beckert: Imagined futures: Fictionality in Economic Action. In: MPIfG Discussion 8 (2011), <http://hdl.handle.net/11858/00-001M-0000-0012-3FE2-5> (25.04.2022), S. iii-iv und S. 1–30, hier S. iii.

65 Künzel: Imaginierte Zukunft, S. 151.

66 Beckert: Erwartungen, S. 2.

67 Ebd.

68 Vgl. ebd.

69 Ebd.

70 Vgl. ebd., S. 8.

71 Bernhard Kleeberg: Gewinn maximieren, Gleichgewicht modellieren. Erzählen im ökonomischen Diskurs. In: Christian Klein, Matias Martinez (Hg.): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. Stuttgart 2009, S. 136–159, hier S. 140.

Ökonomisches Erzählen [...] hat einen utopistischen Zug: Handeln wird optimiert, Fehler vermieden, Nutzen maximiert, Gewinn gesteigert, Gleichgewicht wiederhergestellt, Konjunktur angekurbelt. [...] Negativszenarien handeln von den ruinösen Folgen der Missachtung ökonomischer Handlungsmaximen, haben eine pädagogische Funktion, indem sie auf falsche Lageeinschätzung, fehlenden Überblick über Handlungsoptionen oder falsche Wahl der Mittel verweisen [...].⁷²

Die zentrale Bedeutung dieser Nutzbarmachung von spezifischen Erzählschemata beruht dabei auf dem Ziel einer »Komplexitätsreduktion sowie [...] Kontingenzbeherrschung«;⁷³ beispielsweise wenn es gilt, die Evidenz wirtschaftstheoretischer Konzepte darzulegen.⁷⁴ Charakteristischerweise sind diese Erzählungen überdies von einem inhärenten Realitätsanspruch, der nicht eingelöst werden muss, gekennzeichnet; etwa formulieren ökonomische Modelle stets nur idealtypische Beschreibungen bzw. narrative Konstrukte von Wirklichkeit.⁷⁵ Kleeberg spricht diesbezüglich von »ökonomische[n] Wirklichkeitserzählungen«, die als narrative »Hybridformen«⁷⁶ beschreibbar seien, da sie faktuales Wissen in literarische Erzählmuster transferieren und fiktional figurieren.⁷⁷ Etwa werde in der Auseinandersetzung mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 namentlich ein Krisennarrativ bedient, »in de[ss]en Zentrum ein unvorhersehbares Ereignis steht« – eben jener globaler Systemcrash – und entsprechend das »Erzählmuster der Novelle, in deren Zentrum das ›unerhörte Ereignis‹ steht« realisiert, »das dem Verlauf der Geschichte eine plötzliche, unerwartete Wendung gibt«.⁷⁸

Zusammengefasst: ›Wirtschaft‹ kann in mehrfacher Hinsicht in ihrer fiktionalen und narrativen Dimensionalität vermessen werden. Zum einen kommt ›Geld‹ als maßgeblicher Kitt wirtschaftlichen Handelns selbst ein fiktiver Status zu. Zum anderen generiert ›Wirtschaft‹ aufgrund ihrer systemimmanenten Zukunftsgerichtetheit fortwährend Imaginationen derselben. Schließlich werden kommunikativ wiederkehrend bestimmte Erzählmuster aktiviert, die wirtschaftliche Sachverhalte komplexitätsreduzierend verfügbar machen. ›Wirtschaft‹ formuliert sich damit maßgeblich längs Kategorien des Glaubens: an Geld und ökonomische Werte, an Zukunftsentwürfe und Erzählungen.⁷⁹

72 Ebd., S. 139.

73 Wilhelm Amann: Ökonomie – Narration. Konstellationen. In: Wilhelm Amann, Natalie Bloch, Georg Mein (Hg.): Ökonomie – Narration – Kontingenz. Kulturelle Dimensionen des Marktes. Paderborn 2014, S. 7–16, hier S. 13f.

74 Vgl. ebd., S. 14.

75 Vgl. Kleeberg: Erzählen im ökonomischen Diskurs, S. 137 und S. 139.

76 Ebd., S. 137.

77 Vgl. ebd.

78 Ebd., S. 148.

79 Vgl. zur religiösen Auslotung des kapitalistischen Wirtschaftssystems weiterführend und überblickshaft: Christoph Deutschmann: Kapitalismus, Religion und Unternehmertum: eine

5.1.2 Wirtschaft als literarischer Gegenstand

Begibt man sich auf eine literaturgeschichtliche Spurensuche, lassen sich über die Jahrhunderte hinweg etliche literarische Zeugnisse, in denen ›Wirtschaft‹ zentraler Verhandlungsgegenstand ist, finden. Auch Hörisch stellt bezüglich der Okkurrenz des Geld-Motivs – und damit gleichfalls der literarischen Diskussion von ökonomischen Sachverhalten – fest: »Geld ist in einem [...] überwältigenden Maße Thema und Problem in der Literatur der Neuzeit, der Moderne und der Postmoderne.«⁸⁰ Zur Veranschaulichung dieser Präsenz sollen nachfolgend schlaglichtartig einige markante Titel vorgestellt werden:

Den Auftakt der literarischen Auseinandersetzung mit ›Wirtschaft‹ bildet im deutschsprachigen Raum der 1509 anonym erschienene Prosaroman *Fortunatus*,⁸¹ in dem »die ökonomische[n] Entwicklungen seiner Zeit, insbesondere de[r] Aufstieg des Handelsbürgertums durch Geldwirtschaft«,⁸² diskutiert werden. Die namensgebende Hauptfigur erhält hier eingangs in märchenhafter Manier von der numinosen »junckfraw des glücks« einen unversiegbaren Geldbeutel: »nym hyn den seckel / unnd so oft du darein greiffest (in welchem land du ymer bist oder kommest / was dann von guldin in dem land leüffig seind) als oft findestu zehen stuck goldes des selben lands werung.«⁸³ Inhaltlicher Kristallisationspunkt des weiteren Handlungsverlaufs ist dann, »wie er diesen Reichtum sichern und in eine akzeptierte gesellschaftliche Stellung ummünzen kann.«⁸⁴ Weiterhin prominenter Verhandlungsort ökonomischer Sachverhalte ist in der Frühen Neuzeit die Komödie, »deren Geldaffinität [...] motivisch hervorsteicht.«⁸⁵ Als exemplarisch für diese Tendenz erweisen sich etwa die Lustspiele *Horribilicribrifax* (1663) von Andreas Gryphius, Luise Adelgunde Victorie Gottscheds *Die Ungleiche Heirath* (1743) sowie Gotthold Ephraim Lessings *Minna von Barnhelm* (1767).⁸⁶

Des Weiteren werden auch in Johann Wolfgang von Goethes Entwicklungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) zentrale ökonomische Themen seiner Zeit

unorthodoxe Sicht. In: Ders. (Hg.): Die gesellschaftliche Macht des Geldes. Wiesbaden 2002, S. 85–108.

80 Jochen Hörisch: Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt a.M. 1996, S. 21.

81 Vgl. ebd., S. 19.

82 Andreas Böhn: Wirtschaft. In: Thomas Anz (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Bd. 1: Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart 2013, S. 430–434, hier S. 432.

83 *Fortunatus*. Studienausgabe nach der Editio Princeps von 1509. Hg. von Hans-Gert Roloff. Stuttgart 1996, S. 46.

84 Böhn: Wirtschaft, S. 432.

85 Daniel Fulda: Schau-Spiele des Geldes. Die Komödie und die Entstehung der Marktgesellschaft von Shakespeare bis Lessing. Tübingen 2005, S. V.

86 Vgl. ebd., S. 125f., S. 196 und S. 481f.

diskutiert: So zielt hier die Turmgesellschaft »als ökonomische Avantgarde« mit ihren »progressive[n] Ideen zur Besteuerung, zur Abschaffung des Lehenswesens, zur Umverteilung oder zum Erbrecht« nicht nur auf eine Überwindung des Feudalwesens ab, sondern ist ebenso bestrebt, mittels der »Beförderung der Humanität [...] den Menschen durch Bildung und Erziehung den neuen ökonomischen Anforderungen anzupassen«.⁸⁷

›Wirtschaft‹ zeigt sich darüber hinaus wiederholt als Gegenstand der romantischen Literatur, in der namentlich das Motiv des Tauschhandels prominent realisiert ist. Etwa verhandelt Ludwig Tiecks Erzählung *Der Runenberg* (1802) »die Themen des *die Augen blendenden* Geldfetischs, der wirtschaftlichen Nutzung des Reichtums und des Tauschs der irdischen Liebe gegen den kalten Liebesblick des Metalls«,⁸⁸ verkauft in Adelbert von Chamisso's *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* (1813) die titelgebende Hauptfigur seinen Schatten an den Teufel gegen den unerschöpflichen Geldbeutel des Fortunatus' oder gibt der arme Kohlenbrenner Peter Munk sein Herz in Wilhelm Hauffs *Das kalte Herz* (1827) für eine horrendes Geldsumme gegen einen kalten Stein her. Gemeinsam ist diesen Erzählungen, dass ihre zentralen Protagonisten – auf magische Weise vom Schein des Reichtums verführt – mit dem Verlust ihres Herzens bzw. Schattens den symbolischen Marker von (Mit-)Menschlichkeit einbüßen und damit ihre soziale Gesellschaftsfähigkeit verlieren.⁸⁹ Diese narrative Verquickung einer kritischen Perspektivierung von ›Wirtschaft‹ mit dem Magisch-teuflischen ist ebenfalls in Goethes – unlängst als »literarische[r] Klassiker der Wirtschaftstheorie«⁹⁰ titulierte – *Faust II* (1832) präsent. Mittels »Zauber-Blätter[n]«⁹¹ – spricht: Der Erfindung des Papiergeldes – gelingt es Mephistopheles, die Staatsfinanzen des bankrotten kaiserlichen Hofes, dem es allerorten »fehlt an Geld«,⁹² zu sanieren:

So hört und schaut das schicksalsschwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat. [...]
›Zu wissen sei es jedem ders begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.

-
- 87 Manuel Bauer: Die Gefahr der Rettung. Wege aus Wirtschaftskrisen bei Johann Wolfgang Goethe und Thomas Mann. In: Nicole Mattern, Timo Rouget (Hg.): *Der große Crash: Wirtschaftskrisen in Literatur und Film*. Würzburg 2016, S. 55–74, hier S. 56.
- 88 Manfred Frank: Das Motiv des ›kalten Herzens‹ in der romantisch-symbolischen Dichtung. In: *Euphorion* 71 (1977), S. 383–405, hier S. 385.
- 89 Vgl. ebd., S. 384.
- 90 Dieter Schnaas: *Kleine Kulturgeschichte des Geldes*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Paderborn 2012, S. 46.
- 91 Johann Wolfgang von Goethe: *Faust*. Texte. Hg. von Albrecht Schöne. Frankfurt a.M. 2003, V. 6157.
- 92 Ebd., V. 4890.

Ihm liegt gesichert als gewisses Pfand
 Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
 Nun ist gesorgt damit der reiche Schatz,
 Sogleich gehoben, diene als Ersatz.« (V. 6055–6662)

Für die bürgerlich-realistische Literatur bleibt ›Wirtschaft‹ weiterhin thematisch interessant. Jetzt geraten namentlich »die verschiedenen Formen beruflicher Arbeit, [...] die mittelbaren Auswirkungen ökonomischer Entwicklungen wie die Verstädterung, die Entstehung eines Industrieproletariats oder der Einfluss moderner Transport- und Kommunikationsmittel wie Eisenbahn, Telegraf«⁹³ in den Blick. Im Zuge dessen hält sodann »der Homo oeconomicus als Alltagsheld [...] [, der] [...] sich in der Gesellschaft bewähren und sich erfolgreich in diese integrieren«⁹⁴ muss, Einzug in die Literatur. In Gustav Freytags ebenso »monumentale[n]«⁹⁵ wie antisemitischen Roman *Soll und Haben* (1855), der gemeinhin als »Prototyp des deutschen Kaufmanns- und Wirtschaftsromans«⁹⁶ gilt, findet sich dieser bürgerliche Heldentyp plakativ in der Figur des Anton Wohlfart realisiert: Gekennzeichnet von den »Attribute[n] Fleiß, Pünktlichkeit, Gehorsam und Leistungsbereitschaft« wird er »dem gierigen, einzig nach ökonomischen Kriterien agierenden Negativtypus [= der Figur des Juden Veitel Itzig, K.T.] gegenübergestellt«. ⁹⁷ Beispielhaft für die Aktualisierung von ›Wirtschaft‹ im bürgerlichen Realismus sind ferner die Romane *Handel und Wandel* (1850) von Friedrich Wilhelm Hackländer sowie Friedrich Spielhagens *Sturmflut* (1877), in dem »das reale Ereignis einer Sturmflut [...] mit der großen Krise der Finanzwirtschaft, ›dem Gründerkrach‹ des Jahres 1873«⁹⁸ narrativ verwoben wird, als auch die Erzählungen *Carsten Curator* (1878) von Theodor Storm oder *Pfisters Mühle* (1884) von Wilhelm Raabe; Letztere befasst sich mit den ökologischen Folgen der Industrialisierung.

Zu einer besonders eindringlichen und kritischen Auseinandersetzung mit ›Wirtschaft‹ kommt es schließlich im Naturalismus.⁹⁹ Es sind hier Titel wie Max Kretzers Roman *Meister Timpe* (1888) oder Gerhart Hauptmanns Drama *Die Weber*

93 Böhn: Wirtschaft, S. 433.

94 Christian Stadler: Das ökonomische Heldenkonzept. Der Aufstieg des Homo Oeconomicus im frühen Realismus. In: Jesko Reiling, Carsten Rohde (Hg.): Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)Heroischen. Bielefeld 2011, S. 199–213, hier S. 200.

95 Dirk Hempel: Spieler, Spekulanten, Bankrotteure. Bürgerlichkeit und Ökonomie in der Literatur des Realismus. In: Ders., Christine Künzel (Hg.): ›Denn wovon lebt der Mensch?‹ Literatur und Wirtschaft. Frankfurt a.M. 2009, S. 97–115, hier S. 100.

96 Ebd.

97 Stadler: Das ökonomische Heldenkonzept, S. 212.

98 Hempel: Spieler, Spekulanten, Bankrotteure, S. 105.

99 Vgl. ebd., S. 98.

(1892), die vorrangig die sozialen und moralischen Verwerfungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung beleuchten.

»Einsichten in das Funktionieren moderner Ökonomien, die fundamentalen Kreditproblematiken und deren (auch psychische) Risiken und Nebenwirkungen«,¹⁰⁰ liefert fernerhin Thomas Manns im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 »zum literarischen Referenzpunkt in Fragen des wirtschaftlichen Niedergangs«¹⁰¹ gewordener Roman *Buddenbrooks* (1901). Der Abstieg der titelgebenden Kaufmannsfamilie wird hier als eine Geschichte mehrgenerationaler ökonomischer Regression erzählt, mit Geld als alldurchdringenden Handlungsmotiv.¹⁰² Darüber hinaus geraten um 1900 als zentrale Orte (finanz-)wirtschaftlicher Aktivitäten die Bank, die Börse und das Kaufhaus in den literarischen Fokus; topografische Räume also, die seinerzeit »die kollektive Wahrnehmung einer radikalen Modernisierung wesentlich mitbestimmen«.¹⁰³ Charakteristisch für Texte dieser Couleur ist eine überwiegend antikapitalistische Orientierung, die zumeist mit der Aktualisierung misogynen und/oder antisemitischer Topoi – á la die ›hysterische konsumsüchtige Frau‹, der ›dubiose jüdische Spekulant‹ – einhergeht.¹⁰⁴ Exemplarisch für diese Tendenz sind Heinrich Manns Gesellschaftssatire *Im Schlaraffenland* (1900), Erich Köhlers *Warenhaus Berlin* (1909) sowie Bernhard Kellermanns populärer Science-Fiction-Roman *Der Tunnel* (1913).

»[D]ie menschlichen Beziehungen in ihrer Verdinglichung und Materialisierung«¹⁰⁵ werden sodann auf pointiert-unterhaltsame Weise in Franziska zu Reventlows Roman *Der Geldkomplex* (1916) demaskiert: Die krankhaft geldobsessive und hoch verschuldete Ich-Erzählerin – »[D]as Infame an dieser Rache [des Geldes] war, daß es mich nicht nur mied, sondern eben durch seine völlige Abwesenheit alle meine Gedanken und Gefühle ausschließlich erfüllte [...] und sich nicht mehr ins Unterbewußtsein verdrängen ließ«¹⁰⁶ – flüchtet vor den Forderungen ihrer Gläubiger in ein Sanatorium, wo sie ungeduldig den Tod eines Erblassers erwartet, der ihr den Erhalt neuer finanzieller Mittel verspricht.

Vor dem Hintergrund der steten wirtschaftlichen und politischen Krisenhaftigkeit der Weimarer Republik, des seinerzeit durchschlagenden gesellschaftlichen

100 Kinder: Geldströme, S. 25.

101 Ebd.

102 Vgl. ebd., S. 27.

103 Schöbler: Börsenfieber und Kaufrausch, S. 11.

104 Vgl. ebd., S. 36.

105 Paul Martin Langner: Lust am Geld. Der Roman *Der Geldkomplex* von Franziska zu Reventlow als Schelmenroman. In: Rudolph Börner (Hg.): Literatur(en) zur Finanzwelt, S. 221–235, hier S. 235.

106 Franziska Gräfin zu Reventlow: *Der Geldkomplex*. In: Dies.: Romane. Von Paul zu Pedro. Herrn Dames Aufzeichnungen. *Der Geldkomplex*. Der Selbstmordverein. Hg. von Else Reventlow. München, Wien 1976, S. 251–356, hier S. 256.

Modernisierungsprozesses – insbesondere hinsichtlich der Arbeitswelt mit der Entstehung eines spezifischen Angestelltenmilieus –, werden in der auf Realitäts- und Alltagsreferenz bedachten Literatur der Neuen Sachlichkeit ökonomische Sachverhalte schließlich zum populären Verhandlungsgegenstand: Der literarische Blick gilt jetzt konkret der »Situation des Individuums in ökonomisierten Sphären«,¹⁰⁷ das Genre des Angestelltenromans hat Konjunktur und überhaupt wird die umfassende Rationalisierung der Verhältnisse einer kritischen Bestandsaufnahme unterzogen.¹⁰⁸ Inhaltlich diesbezüglich paradigmatisch sind die Romane *Gilgi – Eine von uns* (1931) von Irmgard Keun, *Fabian. Geschichte eines Moralisten* (1931) von Erich Kästner und Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* (1932), aber auch Bertolt Brechts Theaterstück *Die Heilige Johanna der Schlachthöfe* (1931).

In der deutschen Nachkriegsliteratur schreibt sich die literarische Beschäftigung mit Wirtschaft fort. So formuliert sich die Handlung in Friedrich Dürrenmatts *Der Besuch einer alten Dame* (1956) längs der ökonomischen Trias von Korruption, Gier und Spekulation, kann Heinrichs Bölls *Ansichten eines Clowns* (1963) als Kritik am deutschen Wirtschaftswunder-Leistungs- und Verdrängungsethos gelesen werden und von der Tristesse des Angestelltendaseins erzählt ferner Wilhelm Genazinos die Titel *Abschaffel* (1977), *Die Vernichtung der Sorgen* (1978) und *Falsche Jahre* (1979) umfassende Roman-Trilogie. Erinnt sei außerdem an Max Frischs *Homo faber* (1957), Elfriede Jelineks *Michael. Ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft* (1972), Brigitte Reimanns *Franziska Linkerhand* (1974), Walter E. Richartz' *Büroroman* (1978) und Dieter Wellershoffs *Der Sieger nimmt alles* (1983). Überhaupt bleibt die Auseinandersetzung mit der Arbeitswelt weiterhin von literarischem Interesse; in der BRD programmatisch vom Schriftstellerverband Werkkreis Literatur der Arbeitswelt vertreten und in der DDR unter dem Vorzeichen des Bitterfelder Weges politisch vorangetrieben. In den 1990er-Jahren erlebt dann der Angestellten- und Unternehmensroman einen neuerlichen Popularitätsschub;¹⁰⁹ exemplarisch sei auf *Kopffäger* (1991) von Uwe Timm, John von Düffels *Vom Wasser* (1998), Michael Kleebergs *Ein Garten im Norden* (1998) sowie *Die Baumfresserin* (1999) von Annegret Held hingewiesen.

107 Christiane Nowak: »Durchschnittsware«. Individualisierungskonzepte in den Angestelltenromanen *Schicksale hinter Schreibmaschinen* (Christa Anita Brück) und *Das Mädchen an der Orga Privat* (Rudolf Braune). In: Gregor Ackermann, Walter Delabar, Michael Grisko (Hg.): *Erzählte Wirtschaftssachen: Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. Bielefeld 2013, S. 103–117, hier S. 104.

108 Vgl. ebd. sowie außerdem Michael Grisko: *Erzählte Wirtschaftssachen. Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. In: Gregor Ackermann, Walter Delabar, Ders. (Hg.): *Erzählte Wirtschaftssachen: Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. Bielefeld 2013, S. 11–18, hier S. 11.

109 Vgl. Böhn: *Wirtschaft*, S. 433.

Nachgerade zu boomen, beginnt die literarische Vermessung von ›Wirtschaft‹ – vor dem Hintergrund der zunehmenden realökonomischen Krisen – mit der Jahrtausendwende.¹¹⁰ Ein kurzer Titelreigen zur Illustration: Georg M. Oswald *Alles was zählt* (2000), John von Düffel *Ego* (2001), Andreas Eschbach *Eine Billion Dollar* (2001), Ernst-Wilhelm Händler *Wenn ›wir‹ sterben* (2002), Burkhard Spinnen *Der schwarze Grat* (2003), Kathrin Röggla *wir schlafen nicht* (2004), Anne Weber *Gold im Mund* (2005). Zu einem weiteren Aufschwung kommt es im Zuge des realhistorischen Ereignisses der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009, neben deren Verhandlung¹¹¹ erfolgt in der Literatur jetzt zudem eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Angestelltenmilieu und der modernen Leistungsgesellschaft, zum Beispiel in den Romanen *Sickster* (2011) von Thomas Melle, *Im Kasten* (2012) von Jens Sparschuh als auch in Phillipp Schönthalers *Das Schiff das singend zieht auf seiner Bahn* (2013) und Tom Zürchers *Mobbing Dick* (2019). Außerdem werden gleichfalls komplexe ökonomische Zusammenhänge reflektiert und Wirtschaft als subjektivfigurierendes Narrativ demaskiert, beispielsweise in Ulrich Peltzers *Das bessere Leben* (2015), Ernst-Wilhelm Händlers *Das Geld spricht* (2019) und Benjamin Quaderers Debütroman *Für immer die Alpen* (2020). Diese Popularität des Ökonomischen in der Literatur inklusive einer teilweise dezidiert kapitalismuskritischen Auseinandersetzung mit der wirtschaftlichen Bedingtheit des individuellen Seins zeigt sich überhaupt als eines der zentralen Themen der jüngeren deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.¹¹²

Der kursorische Rückblick lässt ›Wirtschaft‹ insgesamt als einen über die Jahrhunderte hinweg präsenten und facettenreich erzählerisch ausgestalteten Gegenstand in der deutschsprachigen Literatur erkennbar werden. Dabei stechen insbesondere zwei Tendenzen hervor: Erstens steigt die Konjunkturkurve der literarischen Beschäftigung mit ›Wirtschaft‹ unter dem Impact gesellschaftlicher Neuformierungen des Wirtschaftssystems und ökonomischer Krisenereignisse. Zweitens liegt der inhaltliche Fokus auf der kritischen Diskussion des identitätsgenerierenden Potenzials von ›Wirtschaft‹, was mit der Aktualisierung misogynen und/oder antisemitischer Topoi einhergehen kann.

5.2 Konzeptualisierung ›Identität‹

›Identität‹ ist im Verlauf des 20. Jahrhunderts zu einem Trendwort des gesellschaftlichen Diskurses sowie der wissenschaftlichen Reflexion avanciert und es bis heute

110 Vgl. Schumacher: Szenarien des Endes, S. 106.

111 Zu exemplarischen Titeln, die die Finanz- und Wirtschaftskrise in unterschiedlichen Spielarten literarisch nutzbar machen, siehe ausführlich hier das Kapitel 3: Zur Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Gegenwartsliteratur.

112 Vgl. Schumacher: Vorwiegend Endspiele, S. 28.

geblieben.¹¹³ Wie Müller plakativ verdeutlicht, wird der Begriff dabei schlagwortartig für höchst verschiedene Verhandlungsgegenstände nutzbar gemacht und kann sowohl individuell als auch kollektiv, rollen- oder gruppenbezogen aufgefasst werden:

Man denke nur an [...]: Identität der Moderne, nationale, ethnische und kulturelle Identität, geschlechtsspezifische Identität, Identitätsgefährdung, Priesteridentität, Körperidentität, religiöse Identität, europäische Identität, politische Identität, gesplante Identität, Identitätsarbeit, Identitätssuche, Patchworkidentität und dergleichen. Diese Aufzählungen würden sich bei näherer Betrachtung [...] noch fortführen lassen.¹¹⁴

»Identität« lässt sich dementsprechend über zahlreiche Kriterien, angefangen bei »Klasse, Ethnizität, Sprache, Religion« bis hin zu »Geschlecht, Sexualität [und] Alter«¹¹⁵ abstecken. An dieser weitreichenden diskursiven Anschlussfähigkeit und Popularität des Terminus zeigt sich dessen spezielle Eignung, namentlich »anthropologische, soziale und kulturelle Fragen zu reflektieren«.¹¹⁶ Diesbezüglich können sodann unterschiedliche theoretische Konzepte von »Identität« realisiert sein:¹¹⁷ So ist beispielsweise ein Entwurf »als [ein] kognitives Selbstbild oder als [eine] soziale Rolle« ebenso möglich wie der einer »Manifestation sozialer Interaktion [...] [, eines] Konstrukt[s] diskursiver Praxis«, ferner lässt sich »Identität« auch »als habituelle Prägung oder als performative Leistung«¹¹⁸ begreifen. Konkret aktualisiert und demgemäß beschreibbar gemacht wird »Identität« darüber hinaus etwa über spezifische »Berufe [...], Hobbys [...] [und] Kleidungsstile«, ¹¹⁹ den Musikgeschmack oder Essenvorlieben.

Als wesentliches Momentum personaler Identitätsbildung in der Gegenwartsgesellschaft fungiert die Erwerbsarbeit, die strukturgebend »Alltag, [...] Biographie und [...] Lebensweise«¹²⁰ – auch in der Negation, sprich: Arbeitslosigkeit – prägt

113 Vgl. Benjamin Jörissen: Identität und Selbst. Systematische, begriffsgeschichtliche und kritische Aspekte. Berlin 2000, S. 9 und Heinz Abels: Identität: Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und Kompetenzen, Identität in einer riskanten Moderne zu finden und zu wahren. 3. Aufl. Wiesbaden 2017, S. 2.

114 Bernadette Müller: Empirische Identitätsforschung: Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung. Wiesbaden 2011, S. 13.

115 Stefan Krammer: Ich bin ich bin ich ... Identitätskonzepte in den Sozial-, Kultur- und Literaturwissenschaften. In: Informationen zur Deutschdidaktik 37/3 (2013), S. 9–17, hier S. 10.

116 Ebd., S. 9.

117 Vgl. ebd.

118 Ebd., S. 9f.

119 Ebd., S. 10.

120 Rolf Eickelpasch, Claudia Rademacher: Identität. Bielefeld 2004, S. 30.

und perspektivleitend den jeweiligen Selbst- oder Fremdentwurf (mit)figuriert. Mit Eickelpasch und Rademacher gesprochen, heißt das: »[D]er Beruf [dient] als *Identitätsschablone*, mit deren Hilfe wir uns selbst unserer Umwelt präsentieren und andere Menschen bzgl. Einkommen, Ansehen, Sozialkontakten, Interessen, Lebensstil und Geschmack taxieren.«¹²¹ Qua ›Arbeit‹ als identitätsformulierenden Distinktionsmerkmal kann sich gesellschaftlich positioniert werden; insofern gerät denn auch »[d]ie Berufswahl« zur grundlegenden »identitätsstiftenden Entscheidung«.¹²² Gleichzeitig bestimmt die Art und Weise der Erwerbs- oder Nichterwerbstätigkeit über Teilhabemöglichkeiten sowie Ansehen in der Gesellschaft und lässt sich folglich als ein zentraler sozial-ökonomischer Identitätsmarker beschreiben.

Die »Erfolgsgeschichte des Identitätsbegriffs«,¹²³ der etymologisch auf das lateinisch ›der-‹ bzw. ›dasselbe‹ bedeutende Wort *idem*¹²⁴ zurückgeht, beginnt im Zuge des seit der Frühen Neuzeit fortschreitenden gesellschaftlichen Individualisierungs- und Modernisierungsprozesses.¹²⁵ Sukzessiv formuliert sich nunmehr das Bewusstsein von der spezifischen Individualität eines Menschen in Abgrenzung zu anderen heraus. Abels spricht diesbezüglich von einem fundamentalen Wandel der kulturellen Mentalität.¹²⁶ War in der antiken und mittelalterlichen Vorstellung der einzelne Mensch als Teil »einer *in der Welt* liegenden Ordnung«,¹²⁷ die rationale Erkenntnis offeriert, gedacht, gerät nun die subjektive Introspektion zum Mittel der Erkenntnis.¹²⁸ Vorangetrieben wird die Genese einer modernen individuellen (Selbst-)Bewusstheit durch tiefgreifende kulturelle Umwälzungen und die Etablierung eines neuen Menschenbildes in der Philosophie,¹²⁹ als deren Kristallisationspunkte u.a. folgende Marksteine gelten können: die ›Kopernikanische Wende‹ mit der allmählichen Abwendung vom geozentrischen Weltbild, die ›Erfindung des Buchdrucks‹ und die damit einhergehende Demokratisierung der Wissensvermittlung, die ›Reformation‹, in deren Gefolge sich – mit Weber gesprochen – eine protestantisch-rationale Lebensgestaltung gesellschaftlich durchsetzt,¹³⁰ sowie der wirkmächtige philosophische Ausspruch von Descartes, »der im 17. Jahrhundert

121 Ebd.

122 Vgl. ebd.

123 Müller: Identitätsforschung, S. 23.

124 Vgl. Abels: Identität, S. 195.

125 Vgl. Müller: Identitätsforschung, S. 23.

126 Vgl. Abels: Identität, S. 13.

127 Jörissen: Identität und Selbst, S. 28.

128 Vgl. ebd. sowie Müller: Identitätsforschung, S. 20.

129 Vgl. Abels: Identität, S. 14.

130 Vgl. ebd., S. 14f.

mit dem bekannten Satz »cogito ergo sum« dem Individuum selbst die Fähigkeit zur rationalen Erkenntnis zuspr[i]ch[t]«. ¹³¹

Als fernerhin entscheidend für die allgemeine Ausbildung eines individuellen Identitätsbewusstseins zeigen sich retrospektiv miteinander korrespondierende ökonomische Langzeitprozesse, die durch einen starken, der verbesserten landwirtschaftlichen Produktivität bedingten Bevölkerungsanstieg in Europa um das 10. Jahrhundert initiiert werden.¹³² So entwickelt sich jetzt das Verfügen über Grundbesitz in der agrarisch fundierten Gesellschaft zunehmend zum Kriterium der »soziale[n] Differenzierung«, ¹³³ der Besitz an Boden wird zum strukturellen sozialen Unterscheidungsmerkmal. Die lediglich begrenzt vorhandene Fläche ermöglicht es nicht mehr allen Menschen, sich qua dessen Bewirtschaftung zu versorgen. Infolgedessen verarmen nicht nur weite Bevölkerungsteile, sondern es kommt zudem zu einer arbeitsteiligen Spezialisierung in verschiedene Handwerke sowie zu einer Abwanderung in die Städte.¹³⁴ Überdies beginnt sich mit der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion gleichfalls das überwiegend »geschlossene[] System« der bäuerlichen Selbstversorgung, das »jede Generation automatisch übernahm und [...] auch nicht optimier[bar]« ¹³⁵ war, aufzulösen: Mit den nun regelmäßig erzielbaren Mehrerträgen, die den Eigenbedarf übersteigen, ist jetzt ein stetiger Handel möglich.¹³⁶ Es etabliert sich »eine *kontinuierliche* und systematische Tauschwirtschaft«, ¹³⁷ die ihren Ort namentlich in den Städten findet und die Menschen qua des Marktes in neue ökonomische Beziehungen zueinander treten lässt, deren Basis die jeweilige Arbeitsleistung bildet: Über die Qualität der angebotenen Ware zum einen sowie das monetäre Vermögen, diese zu erwerben, zum anderen beginnt sich das Bewusstsein von Individualität zu generieren. Darüber hinaus fördert die Durchsetzung des Marktes als zentraler Warenaumschlagplatz die Abkehr von der handwerklichen singulären Auftragsarbeit hin zu einer »rational organisiert[en]«, ¹³⁸ terminierten Vorratsproduktion von Produkten, was subjektive Planungsentscheidungen verlangt.¹³⁹ Zugleich sehen sich die Warenanbietenden jetzt dem unmittelbaren Wettbewerb miteinander ausgesetzt, wodurch »die besondere Anstrengung, Andere durch individuelle Kunstfertigkeit zu übertreffen, und schließlich das Bewusstsein der eigenen Persönlichkeit« ¹⁴⁰ voran-

131 Müller: Identitätsforschung, S. 20.

132 Vgl. Abels: Identität, S. 34f.

133 Ebd., S. 36.

134 Vgl. ebd., S. 36f.

135 Ebd., S. 37.

136 Vgl. ebd.

137 Ebd.

138 Ebd., S. 42.

139 Vgl. ebd.

140 Ebd.

getrieben wird. Die berufliche Ausdifferenzierung in spezifische Dienstleistungen und Produktherstellungen sowie die Formierung eines regelmäßigen Marktes lassen ›Arbeit‹ zu einem sozialen Marker werden, anhand dessen sich der eigenen gesellschaftlich-funktionale Bedeutung und Identität kontrastierend zu Anderen bewusst gemacht werden kann.¹⁴¹ In Abels Worten zusammengefasst gesagt: »[M]it der Arbeitsteilung [kommt] ein[] doppelte[r] Prozess in Gang [...]: einen Prozess der sozialen Differenzierung und einen der wachsenden *Individualisierung*.«¹⁴²

Die theoretische Auseinandersetzung mit der Konstitution des personalen Selbst zählt zu den philosophiegeschichtlich vorrangigen Reflexionsgegenständen;¹⁴³ zur Illustration der diesbezüglich unterschiedlichen Positionseinnahmen nachfolgend einige einschlägige Beispiele: Hatten sich in der Antike bereits Platon und Aristoteles mit der Frage nach der zeitenthobenen »Einheit und Gleichheit von Objekten«¹⁴⁴ befasst,¹⁴⁵ entfaltet John Locke im 17. Jahrhundert das Sich-Selbst-Bewusstsein als maßgebliches Charakteristikum von Subjektidentität, aufgrund dessen sich erinnernd oder vorausblickend in der Zeit und zu anderen kontrastierend verortet werden kann.¹⁴⁶ Im Gegensatz hierzu deklariert Jean Jacques Rousseau das innerlich-individuelle Empfinden des natürlichen Selbst zur entscheidenden Kategorie erfolgreicher Identitätsbildung.¹⁴⁷ Immanuel Kant wiederum konzipiert die »rationale Vernunft«¹⁴⁸ als Fundament einer autonom-individuellen Existenz.¹⁴⁹ Trotz derlei wiederkehrender philosophischer Beschäftigungen mit ›Identität‹ ist der Terminus als wissenschaftlicher Fachbegriff »erst seit etwa einem Jahrhundert« präsent und zeigt sich »wesentlich durch die Psychologie, die Psychoanalyse und die Soziologie geprägt«.¹⁵⁰ Ein Meilenstein in der Theorieentwicklung ist dabei von George Herbert Mead gesetzt worden, der mit seiner Interaktionstheorie »den Zusammenhang zwischen dem Bedürfnis des Einzelnen auf Einmaligkeit und den gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen wie auch Normvorgaben fokussiert«.¹⁵¹ Er formuliert den Gedanken, dass sich individuelle Identität erst in sozialen Beziehungen figurieren kann und dementsprechend keine angeborene Entität darstellt. Mead fasst folglich – wie Müller pointiert – »die Entwicklung der Identität als einen sozialen Prozess« auf, »der niemals in der Isolation auf einer einsamen Insel

141 Vgl. ebd., S. 38.

142 Ebd., S. 39.

143 Vgl. Krammer: Identitätskonzepte, S. 10.

144 Müller: Identitätsforschung, S. 20.

145 Vgl. ebd.

146 Vgl. ebd., S. 21.

147 Vgl. ebd., S. 22.

148 Ebd.

149 Vgl. ebd.

150 Krammer: Identitätskonzepte, S. 10.

151 Ebd.

ablaufen könnte». ¹⁵² Basierend auf dieser Grundannahme wird von ihm ›Identität‹ als ein dreiteiliges Modell entworfen: In der als ›Self‹ bezeichneten subjektive Identität amalgamieren sich hiernach als identitätsbildende Teilaspekte a) das soziale ›me‹, das heißt »internalisierte Vorstellung[en] davon, wie man durch die Augen der anderen gesehen wird und welche Erwartungen an einen gerichtet werden«, ¹⁵³ und b) das personale ›I‹, bei dem es sich um »das spontane und triebhafte Element der Identität« ¹⁵⁴ handelt. Ein weiterer »Klassiker der Identitätsforschung« ¹⁵⁵ ist Erik Homburger Erikson, der individuelle Identitätsbildung als einen lebenslangen sozialen und kulturellen Aushandlungsprozess begreift, wobei in »jeder Lebensphase [...] ein spezifisches Problem gelöst werden« ¹⁵⁶ muss. Diese Krisen ¹⁵⁷ stellen dabei das Ergebnis einer »[Differenz]erfahrung [...] zwischen innerer Entwicklung des Menschen und phasenspezifischen Anforderungen der sozialen Umwelt« ¹⁵⁸ dar. Als wirkmächtigster Abschnitt der Identitätsgenese wird von Erikson die Adoleszenz erachtet, da sich hier »primäre, die ganze Person betreffende, ›gemeinschaftliche‹ Beziehungen« zunehmend durch »zweckgerichtete, ›gesellschaftliche‹ Beziehungen [Hervorh. K.T.]« ¹⁵⁹ abgelöst werden. Krise, so lässt sich zugespitzt konstatieren, nimmt in seinem Identitätskonzept als Movens personaler Entwicklung eine Schlüsselstellung ein. ¹⁶⁰ Theoriegeschichtlich ähnlich wirkungsmächtig ist Erving Goffman, der ›Identität‹ als alltägliches performatives Handeln lesbar macht. ¹⁶¹ In theatermetaphorischer Diktion beschreibt er die gesellschaftlich-soziale »Welt [als] eine große Bühne, auf der jeder seine Rollen spielt und sich präsentiert«. ¹⁶² Referierend auf Erikson, differenziert Goffman ferner zwischen einer sozialen, auf kategorialen Zuschreibungen wie Alter und Geschlecht beruhenden Identität zum einen sowie einer persönlichen, auf singulären Merkmalen á la Name und Aussehen basierenden Identität zum anderen. ¹⁶³ Diesen beiden Identitätskonstituenten »stellt[] [er] [...] eine Ich-Identität gegenüber, die nur subjektiv vom Individuum selbst erfahren werden kann«. ¹⁶⁴ Gemeinsam ist diesen

152 Müller: Identitätsforschung, S. 36.

153 Ebd., S. 37.

154 Ebd.

155 Ebd., S. 30.

156 Ebd.

157 Vgl. ausführlich zu Begriff und Verwendung von ›Krise‹ hier das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

158 Vgl. Abels: Identität, S. 221.

159 Vgl. ebd., S. 225.

160 Vgl. ebd., S. 221.

161 Vgl. Krammer: Identitätskonzepte, S. 11.

162 Müller: Identitätsforschung, S. 38.

163 Vgl. ebd., S. 38f.

164 Ebd., S. 39.

drei exemplarisch vorgestellten und ähnlichen theoretischen Konzeptionen von ›Identität‹, dass sie ›Identität‹ nicht als einen statischen Zustand, sondern vielmehr als ein prozessuales Ergebnis sozialer Interaktion entwerfen. ›Personale Identität‹ ist demnach ein kommunikativ-performatives Konstrukt, das in sich fragil bleibt und fortwährend der Krise anfällig ist.¹⁶⁵ Zugleich präsentiert sich »Identität als [eine] (teilweise unbewusste) Struktur«, anhand derer »allerlei Unterschiede und Spannungen in ein und denselben Zusammenhang [...] integrier[t]«¹⁶⁶ werden.

Von der virulenten und ambigen Aktualisierbarkeit und theoretischen Vermessung, ja, der »schon berüchtigte[n] Unschärfe«¹⁶⁷ des Begriffs unabhängig lässt sich die fortwährende Beschäftigung mit dem eigenen Sein generell als ein zeittypisches Phänomen der Moderne betrachten. Das anhaltende Bedürfnis nach individueller Selbsterklärung und -verortung hat sich zu einer gegenwartsgesellschaftlichen »allgemeinen Praxis« entwickelt, die sich geradezu als »das Elixier unseres Daseins«¹⁶⁸ ausnimmt. Es sind »die durch den Verlust und den Umbau von Traditionen, durch wachsende Individualisierung, durch eine stetig beschleunigte Veränderungsdynamik sowie eine wachsende [...] Vielfalt von Optionen, Lebensformen und Lebensstilen« fluide gewordenen sozialen Gegebenheiten, aufgrund derer die »Frage »wer bin ich (geworden), wer möchte ich sein««¹⁶⁹ wiederkehrend aufgeworfen wird und sich – nur noch – temporär beantworten lässt. Mit anderen Worten: Identität stellt sich als das lediglich vorübergehend gültige Produkt eines lebenslangen subjektiven Selbstthematisierungs- und Aushandlungsprozesses dar.¹⁷⁰ Zeugnis hiervon legen beispielsweise die umfangreiche Ratgeberliteratur und die zahlreichen Seminarangebote zum Thema ›Selbstfindung‹ sowie die expressiven inszenatorischen Identitätsaushandlungen auf Social-Media-Plattformen wie Instagram oder TikTok ab. Identität erweist sich insofern in doppelter Hinsicht als hochgradig liquid: einerseits angesichts der Spannweite der begrifflich-theoretischen Nutzbarmachung, andererseits als individueller Reflexionsgegenstand einer beständigen Thematisierung des eigenen Selbst.

Zusammengefasst: Der interpretationsoffene Begriff ›Identität‹ wird zur Reflexion vielfältiger sozialer und gesellschaftlicher Fragestellungen nutzbar gemacht und zeichnet sich dementsprechend durch eine große diskursive Reichweite aus. Der retrospektive Blick offenbart ferner die Genese und gesellschaftliche

165 Vgl. Straub: Identität, S. 178.

166 Ebd., S. 176.

167 Jörissen: Identität und Selbst, S. 9.

168 Jürgen Straub: Das erzählte Selbst. Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität. Ausgewählte Schriften. Bd. 1: Historische und aktuelle Sondierungen autobiographischer Selbstartikulationen. Gießen 2019, S. 16.

169 Jürgen Straub: Identität. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 175–180, hier S. 176.

170 Vgl. ebd.

Durchsetzung eines subjektiven Selbst-Bewusstseins als einen langen historischen Prozess, der von tiefgreifenden kulturellen sowie namentlich auch ökonomischen Veränderungen der Gesellschaftsfiguration getragen und von philosophischen Reflexionen begleitet wird. Kennzeichnend für soziologisch-psychologische Identitätskonzeptualisierungen neueren Datums ist die Vorstellung von ›Identität‹ als eines fortwährenden dynamisch-kommunikativen Aushandlungsprozesses. Zugleich kann das Bedürfnis steter individueller Selbstthematisierung als ein zeitcharakteristisches Phänomen der Gegenwart gelten, wobei ›Erwerbsarbeit‹ als identitätsformulierendes Leitkonzept eine zentrale Bedeutung zukommt.

Auf Grundlage dieser Übersicht verstehe ich ›Identität‹ im Rahmen meiner Arbeit folgendermaßen: ›Identität‹ ist das fluid-fragile, subjektiv generierte Produkt anhaltender kommunikativ-performativer Handlungen, für dessen Formulierung nachgerade die ökonomische Konstituente ›Erwerbsarbeit‹ grundlegend für die gesellschaftliche Positionierung des Einzelnen ist.

5.2.1 Identität als narrative Dimension

Die kontinuierliche individuelle (Re-)Formulierung der eigenen Identität erweist sich in doppelter Hinsicht als zeitgebunden: Erstens diachron, da sie sich in einem fortlaufenden Prozess aus Erinnern von Vergangenheit und Imaginieren von Zukunft vollzieht. Zweitens synchron, indem sie sich im Wechselspiel von äußerer und innerer Selbstperspektivierung ausgestaltet. Der Identitätsbildung liegt insofern »eine komplexe Verweisungsstruktur [...] [aus] Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft«¹⁷¹ zugrunde. Dabei sind Vergangenheit und Zukunft als temporale Konstituenten der Identitätsgenese per se variabel sowie interpretationsoffen; unterliegen sie doch einer vom momentanen Gegenwartsbedarf geleiteten Lesart, mittels derer ein erfolgreicher – identitätskonstitutiver – Selbstentwurf aktualisierbar ist. Abels drückt diese mehrfache Zeitabhängigkeit und Fluidität von Identität apodiktisch wie folgt aus: »Tatsache ist, dass wir stets nur eine Identität *behaupten*, deren Vergangenheit ebenso offen ist wie ihre Zukunft. [...] Wir vermitteln einen Eindruck, den wir auch für wahr halten.«¹⁷² Identität ist demgemäß als ein immerwährender Akt des Erzählens beschreibbar,¹⁷³ mit Ricœur kann konkrete-

171 Jürgen Straub: Kann ich mich selbst erzählen – und dabei erkennen? Prinzipien und Perspektiven einer Psychologie des *Homo narrator*. In: Alexandra Strohmeier (Hg.): Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Bielefeld 2013, S. 75–144, hier S. 87.

172 Abels: Identität, S. 328.

173 Vgl. Wolfgang Kraus: Das erzählte Selbst: die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. 2. Aufl. Herbolzheim 2000, S. 168.

siert von ›narrativer Identität‹ gesprochen werden.¹⁷⁴ So äußert sich im Modus von »Selbsterzählungen [...] [das] Selbstgefühl und Selbstverständnis einer Person«¹⁷⁵ und lässt sich zugleich eine identitätsstiftende und -stabilisierende »Kohärenz und Kontinuität«¹⁷⁶ des Selbst stets aufs Neue formulieren. Dass Erzählungen dementsprechend sowohl für den Bildungs- als auch für den sozialen Anerkennungs- und Tradierungsprozess personaler Identität essenziell sind, wird von Nünning treffend umrissen:

Wir verstehen, wer wir geworden sind, im Rahmen der Geschichten, die wir, abhängig von der jeweiligen Situation, in unterschiedlichen Formen konstruieren; wir kommunizieren unser narrativ geprägtes Selbstbild durch Erzählungen und laden andere dazu ein, es zu akzeptieren und zurückzuspiegeln oder mit uns auszuhandeln; und wir inszenieren uns nicht nur durch die Auswahl und Bewertung der Episoden, die wir anderen erzählen, sondern auch durch den performativen Akt des Erzählens selbst.¹⁷⁷

Die strukturelle Narrativität von Identität tritt folglich in verschiedener Hinsicht zutage: Zum einen erweist sich Identität als ein fortwährend aktualisierbares Produkt selbsterzählter Vergangenheit und Zukunft qua subjektivem Erinnern und Imaginieren. Die dergestalt figurierte Identität wird zum anderen durch die erzählstrategische Selektion bestimmter Ereignisse und Vorstellungen kommunikativ vermittelt, wofür unterschiedliche narrative Muster – beispielsweise das Schema der sozialen Auf- oder Abstiegsgeschichte – realisiert werden können. Hierdurch lässt sich Identität als Erzählung sozial verfügbar machen und kann somit zudem von anderen weiterkommuniziert und -interpretiert werden. Überdies zeigt sich die performative Darstellung des Selbstentwurfs als ein kontinuierlicher Akt des Erzählens, der sich auch nonverbal – etwa via Kleidungsstil – formuliert. Unter Berücksichtigung dieser vielschichtigen funktionalen Verwobenheit von Identität und Narration lässt sich grundsätzlich festhalten: Für die reflektive und sinngenerierende Verortung des Individuums in der Welt und seiner subjektiven Selbst-Formulierung sind Erzählungen fundamental bedeutsam,¹⁷⁸ denn »nur in

174 Vgl. Paul Ricoeur: Das Selbst als ein Anderer (*Soi-même comme un autre*). Aus dem Französischen übersetzt von Jean Greisch in Zusammenarbeit mit Thomas Bedorf und Birgit Schaaß. München 1996, S. 143.

175 Straub: Identität, S. 175.

176 Kraus: Das erzählte Selbst, S. 169.

177 Vera Nünning: Erzählen und Identität. Die Bedeutung des Erzählens im Schnittfeld zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologie. In: Alexandra Strohmeier (Hg.): Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Bielefeld 2013, S. 145–169, hier S. 147.

178 Vgl. ebd., S. 145.

der Form von Erzählungen können wir Erlebnisse, die für uns wichtig sind, wirklich verstehen, ihnen eine kommunizierbare Form verleihen und damit die Grundlage dafür schaffen, dass wir uns an sie erinnern können«. ¹⁷⁹

Die Art und Weise, wie Identität narrativ erschlossen und erzählt wird – welche biografischen Ereignisse etwa als relevant erachtet werden oder unter welchem Leitfokus erzählt wird –, ist durch kulturspezifische Normen und Vorstellungen präfiguriert und insofern Bestandteil sozialer Praxis. ¹⁸⁰ Um Identität zu generieren und zu kommunizieren, wird im Allgemeinen auf ein bestimmtes Repertoire an kulturellen Erzählschemata und -konventionen zurückgegriffen, anhand derer sie erst lesbar und verständlich gemacht werden kann; ¹⁸¹ so mögen für die Figuration von Identität etwa auch literarische »Erzählungen, Mythen und sprachliche[] Bilder, mit denen sich Identität[] begründen l[ä]ss[t]«, ¹⁸² nutzbar gemacht werden. Die Ausformulierung von Identität ist dementsprechend stets als abhängig vom jeweiligen kulturellen Setting anzusehen und stellt sich insofern als »sehr eng auf die Kultur bezogen« dar. ¹⁸³ Für Identitätsnarrationen in Gesellschaften des globalen Westens listet Kraus beispielsweise folgende Merkmale als kulturell einschlägig auf: Zielgerichtetheit und sinnhaftes Ende der Erzählung, Konzentration auf die narrativ relevanten Ereignisse, linear-kausale Strukturierung sowie einleitende und abschließende Markierung der Erzählung. ¹⁸⁴ Darüber hinaus dominiere hier die erzählstrategische »Konvention [...], anderen Menschen in der eigenen Lebensgeschichte untergeordnete Rollen, etwas als Antagonisten oder Helfer, zuzuweisen«. ¹⁸⁵ Als ein wesentliches Kriterium für die erfolgreiche Vermittlung von Identität hat deshalb eine angemessene Realisierung der kulturellen Narrationsregeln zu gelten. Mit anderen Worten: Basierend auf erzähltechnischen Charakteristika entscheidet sich, ob eine Identitätserzählung als ausreichend glaubwürdig sowie plausibel anerkannt wird, um infolgedessen sozial als »wahr« akzeptiert werden zu können. ¹⁸⁶ Identität zeigt sich daher stets auch als ein Produkt künstlerischen Schaffens, ¹⁸⁷ das es zählt, erfolgreich – sprich: selbst- und fremdbestätigend – zu kommunizieren. Demgemäß formiert sich Identität aus »keinen natürlichen oder epistemologischen Bedingungen«, ¹⁸⁸ sondern stellt das erzählerisch-fluide Aushandlungsergebnis lebensgeschichtlicher Formierungen und sozial-kultureller Imprägnierungen dar.

179 Ebd., S. 148.

180 Vgl. ebd., S. 146.

181 Vgl. Kraus: Das erzählte Selbst, S. 176.

182 Krammer: Identitätskonzepte, S. 15.

183 Nünning: Erzählen und Identität, S. 150.

184 Vgl. Kraus: Das erzählte Selbst, S. 172f.

185 Nünning: Erzählen und Identität, S. 152.

186 Vgl. Kraus: Das erzählte Selbst, S. 171.

187 Vgl. Nünning: Erzählen und Identität, S. 149.

188 Krammer: Identitätskonzepte, S. 15.

Zusammengefasst lässt sich Identität folglich als eine durch spezifische kulturelle Schemata präfigurierte narrative Entität beschreiben, die in einem fortlaufenden Konstruktionsprozess aus subjektiver Selbstperspektivierung und sozial-kommunikativer Vermittlung gebildet wird.

5.2.2 Literarisches Erzählen von Identität

Literatur kann als ein Artikulations- bzw. Möglichkeitsraum der Verhandlung und Speicherung von Identität aufgefasst und insofern gleichfalls als ein »gesellschaftliches Reflexionsmedium«¹⁸⁹ verstanden werden. Krammer führt diesbezüglich präzisierend aus:

Die Texte stellen [...] ein Experimentierfeld dar, in dem unterschiedliche Variationen und alternative Möglichkeiten von Identitäten durchgespielt werden können. Dabei wird spezifisches Wissen über Identitäten reproduziert und auch in performativer Weise generiert. Paul Ricoeur spricht von einem »weiträumige[n] Laboratorium für Gedankenexperimente«, das Literatur eröffnet, um Variationsmöglichkeiten von Identitäten durchzuspielen und auf den Prüfstand zu stellen. Das bedeutet [...] auch, dass die Versuchsanordnungen qua Literatur so gestaltet sein können, dass sie das Überschreiten von Rollen und die Aufhebung von Identitätsgrenzen ermöglichen.¹⁹⁰

Im Zusammenhang mit diesem zu konstatierenden, vielschichtigen Diskussionspotenzial von Identität in der Literatur übernehmen »ganz unabhängig vom literarischen Milieu und seinen jeweiligen Wertmaßstäben [...] Figuren in [den] narrativen Fiktionen eine zentrale Rolle«.¹⁹¹ Die jeweils realisierte »Figurenkonzeption«¹⁹² bzw. figurale Identität ist dabei historisch, kulturell sowie sozial rückgekoppelt an den Entstehungskontext des literarischen Textes.¹⁹³ Gesellschaftliche Veränderungen oder Fragestellungen können insofern in die narrative Figurengenerierung einwirken und dergestalt verhandelt werden.¹⁹⁴ »Figur« wird hier mit Jannidis »als textgeneriertes, prototypisch organisiertes Konzept« verstanden, dem als »Informationsstruktur«¹⁹⁵ zwei identitätsformulierende Dimensionen inhärent sind:

189 Monika Wolting: ›Identität kann nur als ein Problem existieren‹ – Zu Identitätskonstruktionen in der Gegenwartsliteratur. Einleitung. In: Dies. (Hg.): Identitätskonstruktionen in der deutschen Gegenwartsliteratur. Göttingen 2017, S. 9–18, hier S. 10.

190 Krammer: Identitätskonzepte, S. 15.

191 Fortis Jannidis: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin, New York 2004, S. 1.

192 Wolting: Identitätskonstruktionen, S. 11.

193 Ebd.

194 Vgl. ebd.

195 Jannidis: Figur und Person, S. 193.

Demnach besitzt eine Figur zum einen eine »Außenseite« – gedacht werden mag etwa an zugeschriebene personale Eigenschaften und soziale Charakteristika sowie die Darstellung ihres Handelns –, »aufgrund der[er] [...] der Figur eine Position im Raum der narrativen Welt zugewiesen«¹⁹⁶ werden kann. Zum anderen zeichnet sich eine Figur durch »ein ›Inneres‹ [...], das nicht sinnlich wahrnehmbar ist, sozusagen einen konzeptuellen ›Ort‹ in einem als ›innen‹ gedachten Raum [...] zur Beschreibung mentaler Zustände«¹⁹⁷ – beispielsweise Gefühle, Wünsche und Ansichten – aus.¹⁹⁸

Durch das in literarischen Texten aktualisierte, handlungsgenerative Figurenrepertoire finden sich sodann »bestimmte Identitäten offeriert[]« und erzählerisch vermittelt; oder wie Wolting es bündig festhält: »Infolge des andauernden sprachlich-narrativen Prozesses erhalten Figuren Identitäten«.¹⁹⁹ Indem sich die Literatur »aus der Wirklichkeit« formuliert, vermag sie es damit, personal-soziale »Prozesse der Identitätsbildung oder auch [der] Identitätsverwerfung bzw. des Identitätsverlustes« auf diese Weise zu verhandeln und diese – vorgeführt anhand der erzählten Figuren – »nachvollziehbar«²⁰⁰ zu machen. Auf den Punkt gebracht: Im literarischen Raum kann »am Beispiel von Figuren Identität[] zur Diskussion gestellt werden«.²⁰¹ Konkret zeigt sich »Identität« durch die Aktualisierung von Figuren insbesondere durch zwei Aspekte formuliert: Erstens wird sie narrativ mittels der Figuren selbst entfaltet, nämlich in der Ausgestaltung »ihr[es] Denken[s], Tun[s] und Sprechen[s]«.²⁰² Zweitens findet sie sich außenperspektivisch – also etwa durch andere Figuren oder die Erzählinstanz – kommuniziert.²⁰³ Das Erzählen von Identität stellt sich dementsprechend grundsätzlich als ein Erzählen von und durch Figuren dar.

Literaturgeschichtlich betrachtet, sind bereits in der volkssprachigen Dichtung des Mittelalters Ansätze einer narrativen Entfaltung – individueller – Identität erkennbar.²⁰⁴ Zu einem Hauptschauplatz der Diskussion subjektiver Identitätsentwürfe ist die Literatur jedoch erst ab Ende des 18. Jahrhunderts, vor dem Hintergrund der sich gesellschaftlich nun verstärkt durchsetzenden »Vorstellung von in-

196 Ebd., S. 194.

197 Ebd.

198 Vgl. ebd.

199 Wolting: Identitätskonstruktionen, S. 10.

200 Ebd., S. 13.

201 Ebd., S. 12.

202 Ebd., S. 10.

203 Vgl. ebd., S. 10f.

204 Siehe hierzu Dieter Kartschoke: Ich-Darstellung in der volkssprachigen Literatur. In: Richard von Dülmen (Hg.): Die Entdeckung des ICH. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln u.a. 2001, S. 61–78.

dividueller, d.h. selbstbestimmter Identitätsbildung«, ²⁰⁵ geworden und es bis heute geblieben. ²⁰⁶ »Subjektivität und Individualität« sind im Zuge dessen »zu konstituierenden Kategorien der literarischen Figurenkonzeption« geworden; anstatt »Typen« bevölkern jetzt »Charaktere[]« ²⁰⁷ die fiktionalen Welten.

Zur Verhandlung subjektiv-individueller Identität in der Literatur popularisieren sich um 1800 mit dem Brief-, Entwicklungs- und Bildungsroman sowie dem psychologischen Roman neue literarische Genres, ²⁰⁸ die den Gedanken »autonome[r] Selbstbildung« ²⁰⁹ prominent fokussieren. ²¹⁰ Unter dem Vorzeichen von »bürgerlich-aufklärerischen Vorstellungen vom Individuum, [...] von dessen sozialer (Herkunft, Ökonomie, Religion) und körperlicher (Geschlecht, Sexualität, Gesundheit) Bestimmung«, ²¹¹ gilt nunmehr namentlich den Bedingungen und Möglichkeiten von subjektiver Identitätsgenese das Interesse. Findet sich hier die Realisierung »bürgerlich-ökonomischer Autonomie« grundsätzlich als Signum von »Selbstermächtigung« ²¹² lesbar gemacht, wird eben diese um 1900 zur Disposition gestellt: Die individuelle Selbstverantwortung für die eigene wirtschaftliche und personale Identitätskonzeption ist jetzt zur Last geraten. ²¹³ Unter dem Schlagwort von »der ›Krise des modernen Subjekts‹« ²¹⁴ wird ein bürgerlicher Fortschrittsoptimismus von einer »zweifelnde[n] Selbstbeobachtung« ²¹⁵ sowie einer Identitätsverunsicherung abgelöst; »das Ich [wird] zur ›unrettbaren‹ Kategorie« ²¹⁶ erklärt. In der Literatur bildet sich als neue Erzählform zur Verhandlung dieser Fragilisierungserfahrung von Identität der innere Monolog heraus; ²¹⁷ zudem treten

205 Corinna Schlicht: *Selbstentwürfe. Kulturelle Narrative des Selbst in der deutschsprachigen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Paderborn 2020, S. 10.

206 Vgl. ebd.

207 Fortis Jannidis: »Individuum est ineffabile«. Zur Veränderung der Individualitätssemantik im 18. Jahrhundert und ihre Auswirkung auf die Figurenkonzeption im Roman. In: Karl Eibl, Marianne Willems (Hg.): *Individualität*. Hamburg 1996, S. 77–110, hier S. 77.

208 Exemplarisch für den Briefroman hingewiesen sei auf: Sophie von La Roche *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771), für den Entwicklungs- und Bildungsroman auf: Johann Wolfgang von Goethe *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) und für den psychologischen Roman auf: Karl Philipp Moritz *Anton Reiser* (1785–1790).

209 Schlicht: *Selbstentwürfe*, S. 10.

210 Vgl. ebd., S. 10.

211 Ebd., S. 157.

212 Ebd.

213 Vgl. ebd., S. 12.

214 Ebd., S. 11.

215 Ebd., S. 12.

216 Heribert Tommek, Christian Steltz: Vom Ich erzählen. Identitätsnarrative in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Vom Ich erzählen. Identitätsnarrative in der Literatur des 20. Jahrhunderts*, S. 7–25, hier S. 7.

217 Exemplarisch für die Nutzbarmachung des inneren Monologs zur Verhandlung von instabiler personaler Identität sei auf Arthur Schnitzler *Lieutenant Gustl* (1901) hingewiesen.

als diesbezüglich charakteristische literarische Diskussionsorte »psychosozialen Studie[n,] [...] Monodramen und Einakter«²¹⁸ in den Vordergrund. Diese »Krisendiagnostik« schreibt sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts längs »[p]ostmoderner Konzepte«, in denen »die Hybridität und Fragmentierung des Individuums«²¹⁹ herausgestellt wird, fort. In Romanen der Gegenwartsliteratur finden sich dann vielfach Figuren erzählt, deren »Selbst- und Weltverhältnisse« sich durch eine phlegmatische »Bezugs- und Beziehungslosigkeit«²²⁰ auszeichnen: Ihnen gebricht es an »einer wirkliche[n] Teilhabe am Leben«²²¹ und damit einhergehend an dem Vermögen, eine stabile Identitätskonzeption zu generieren;²²² sie nehmen eine »distanzierte[] Zuschauerposition[] [...] sich, Anderen und ihren Lebenswelten«²²³ gegenüber ein.²²⁴ Damit zeigt sich in der Gegenwartsliteratur ein ökonomisch-leistungsgesellschaftliche Anspruch nach Ausbildung eines konsistenten Selbstentwurfs »als Überforderung«²²⁵ verhandelt.²²⁶

Zusammengefasst: Vor dem Hintergrund kulturell-gesellschaftlicher Entwicklungen bildet sich um 1800 die Literatur als Diskussions- und Möglichkeitsraum von »Identität« aus. Anhand von Figuren erzählbar gemacht, findet sich »subjektive Identitätsgenese« hier zunächst als Akt optimistischer individueller Selbstermächtigung entfaltet, ehe sie um 1900 von existenzieller Seinsverunsicherung gezeichnet und weitere hundert Jahre später als überfordernder gesellschaftlicher Anspruch lesbar gemacht wird.

5.3 Konzeptualisierung »Krise«

»Krise« ist populär – oder wie Parr pointiert festhält: »»Krise« wäre in den letzten zehn Jahren sicherlich kein schlechtes Wort des Jahres, auch kein schlechtes Unwort des Jahres«²²⁷ gewesen. So heischt »Krise« als Schlagwort um Aufmerksamkeit in medialer Verwendung, fungiert in zahlreichen Fachdisziplinen als zentrale Analysekate-

218 Schlicht: Selbstentwürfe, S. 13.

219 Ebd.

220 Julia Catherine Sander: *Zuschauer des Lebens. Subjektivitätsskizzen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld 2015, S. 9.

221 Schicht: Selbstentwürfe, S. 113.

222 Vgl. ebd., S. 113.

223 Sander: *Zuschauer des Lebens*, S. 291.

224 Exemplarisch hingewiesen sei diesbezüglich auf: Christian Kracht *Faserland* (1995) und Katharina Hacker *Die Habenichtse* (2006).

225 Schicht: Selbstentwürfe, S. 157.

226 Vgl. ebd.

227 Rolf Parr: *Krisen und/oder Katastrophen erzählen?* In: Juditha Balint, Thomas Wortmann (Hg.): *Krisen erzählen*. Paderborn 2021, S. 21–34, hier S. 21.

gorie, ist komprimierte Ein-Wort-Phrase, dank Bedeutungsunschärfe überall kompatibel und zugleich Begriff, der beschreibt, erklärt, deutet. Vor ›Krise‹ scheint – salopp gesagt – nichts und niemand sicher zu sein: Etwa kann es gelten, Beziehungs- und Identitätskrisen zu überwinden, es lässt sich in Lebens- und Sinnkrisen ebenso stecken wie in künstlerischen Schaffens- und religiösen Glaubenskrisen, ein Dauerkrisenzustand kann ausgerufen werden, Staaten, Regierungen, politische Parteien können sich in einer Krise befinden und weltweit ist gegenwärtig die Klimakrise zu bewältigen. Doch selbstverständlich vermag auch die sportliche Krise eines Fußballvereins dessen Fans in die Krise zu stürzen, ebenso wie man im auf der Bahnstrecke stehen gebliebenen Zug die Krise kriegen und sich die Wartezeit mit Googeln nach den Krisenkoordinaten und -akteur:innen der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 vertreiben kann. Als fachdisziplinäres Analyseinstrument wird Krise außerdem u.a. genutzt in den Geschichts-, Politik- und Wirtschaftswissenschaften, der Soziologie, der Medizin sowie der Psychologie, die sich selbst als »*Krisenwissenschaft par excellence*«²²⁸ konzeptualisiert – und damit sei der Schlusspunkt dieser exemplarischen Illustration der zu konstatierenden Allgegenwärtigkeit von ›Krise‹ gesetzt, die in der Forschung längst zu einem viel zitierten Topos geworden ist.²²⁹

Losgelöst von dieser zu attestierenden extensiven Aktualisierbarkeit und omnipräsenten Realisierung verbunden mit einer semantischen Pauschalisierung – also der Reduktion auf den Status einer inflationär genutzten Floskel, einer inhaltsleeren Metapher –, lässt sich ›Krise‹ erzähltheoretisch als ein Analyseinstrument operationalisieren. Grundlegend ist hierbei der Gedanke, dass ›Krise‹ ein spezifisches Erzählmuster formuliert, mittels dessen Orientierung und Sinn produziert wird oder wie Kohlrausch es apodiktisch ausdrückt: »Krise [ist] eine narrative Struktur und kein objektiv beobachtbarer Zustand.«²³⁰ Auf die damit einhergehende kommunikative Bedeutung weist Schenk hin:

228 Straub, Jürgen: Der Begriff der Krise in der Psychologie. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): *Krisengeschichte(n)*. »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 27–66, hier S. 58.

229 Siehe hierzu exemplarisch: Henning Grunwald, Manfred Pfister: *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. In: Ders. (Hg.): *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. München 2007, S. 7–20, hier S. 7; Laura Kohlrausch, Marie Schoeß, Marko Zelnjelic: Einleitung. ›Krise‹ – mehr als ein Modebegriff? In: Ders. (Hg.): *Krise. Mediale, sprachliche und literarische Horizonte eines viel zitierten Begriffs*. Würzburg 2018, S. 7–19, hier S. 7 sowie Ansgar Nünning: Grundzüge einer Narratologie der Krise: Wie aus einer Situation ein Plot und eine Krise (konstruiert) wird. In: Henning Grunwald, Manfred Pfister (Hg.): *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. München 2007, S. 48–71, hier S. 48f. und S. 52f.

230 Kohlrausch: Einleitung, S. 8. Vgl. zudem: Nünning: Grundzüge, S. 59.

Das sprachliche Begreifen von Krisen [...] als distinktives Phänomen der Lebenswelt ist eine wesentliche Voraussetzung für die gesellschaftliche Verständigung über die bezeichneten Phänomene. Sie beruht darauf, komplexe Vorgänge auf einen Begriff zu bringen, der gleichsam eine Mikroerzählung des Geschehens darstellt.²³¹

Mit der Implementierung von ›Krise‹ in unterschiedlichen diskursiven Kontexten wird folglich ein bestimmtes Erzählschema aufgerufen, anhand dessen Ereignisse lesbar gemacht und in einen sozial-kulturellen Verständigungszusammenhang gesetzt werden. Was ›Krise ist‹ bzw. was zur ›Krise wird‹, stellt sich demnach als das »Ergebnis von Selektion, Abstraktion und Auszeichnung«²³² dar – kurz: als Ergebnis einer narrativen Konstruktion, die sich durch eine bestimmte Struktur und charakteristische Merkmale kennzeichnet.²³³ Qua des Begriffs ›Krise‹ kann somit in konzentriertestem Modus ›Erzählung‹ formuliert werden. Koschorke spricht diesbezüglich prägnant von einer »miniturierte[n] Erzählung [...] als Erzählkern[], die in ein einzelnes Wort zusammengedrängt«²³⁴ ist.

Diese postulierte Narrativität offenbart gleichfalls der Blick auf die etymologische Herkunft und Geschichte von ›Krise‹ als hier zentralen semantischen Marker: Zurückzuführen auf das griechische Verb *krínein*,²³⁵ das sich durch ein zwischen »scheiden«, »auswählen«, »beurteilen«, »entscheiden«²³⁶ und »sich messen«, »kämpfen«, »streiten«²³⁷ changierendes Bedeutungsspektrum auszeichnet, wird in der Antike ebenfalls das Substantiv *krisis* in dieser Spannbreite konzeptualisiert.²³⁸

231 Gerrit Jasper Schenk: A. Wie lässt sich die Krise begreifen? Begriffe, Konzepte und Erzählmuster. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 175f., hier S. 175.

232 Ebd., S. 56.

233 Vgl. Parr: Krise und/oder Katastrophen, S. 22.

234 Albrecht Koschorke: Das Narrativ der krisenhaften Moderne. In: Laura Kohlrausch, Marie Schoeß, Marko Zejnelovic (Hg.): Krise. Mediale, sprachliche und literarische Horizonte eines viel zitierten Begriffs. Würzburg 2018, S. 23–39, hier S. 27.

235 Vgl. Renate Schlesier: Entscheidungsrisiken: Krisis und Kultus in der griechischen Antike. In: Henning Grunwald, Manfred Pfister (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München 2007, S. 21–40, hier S. 23.

236 Reinhart Koselleck: Krise. In: Otto Brunner, Werner Conze, Ders. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3, S. 617–650, hier S. 617.

237 Ebd., S. 617.

238 Vgl. ebd. Die auf Mitte des 5. Jahrhunderts zu datierende Tragödie *Agamemnon* von Aischylos stellt ein frühes Zeugnis für die substantivische Verwendung von Krise im Griechischen dar. Vgl. Schlesier: Entscheidungsrisiken, S. 22.

Gemeinsam ist diesen unterschiedlichen Akzentuierungen, dass sie das Prozessuale einer Entscheidungsfindung benennen, wobei »die fällige Entscheidung [selbst] immer [...] mitgedacht«²³⁹ wird. Demgemäß besitzt ›Krise‹ eine zweidimensionale temporale Figuration: Zeitraum und Zeitpunkt umfassend. Zugleich rekurriert der Begriff auf die Veränderung eines Zustands »und erfüllt damit die Minimaldefinition einer Erzählsequenz: Zustand A – Übergang – Zustand B«. ²⁴⁰ Ursprünglich konzentrierte sich die Verwendung von ›Krise‹ darüber hinaus auf medizinische, juristische sowie christlich-eschatologische Zusammenhänge und zielte auf »lebensentscheidende Alternativen«²⁴¹ ab.²⁴² »Recht oder Unrecht, Heil oder Verdammnis, Leben oder Tod«. ²⁴³ In dieser Zuweisung einer existenziellen Relevanz von bestimmten Ereignissen liegt – ungeachtet seiner im Verlauf des 17. Jahrhunderts einsetzenden Entspezifizierung und »metaphorischen Ausweitung«²⁴⁴ – bis heute eine wesentliche semantische Leistung des Begriffs, wovon die Definition bzw. die analytische Nutzbarmachung von ›Krise‹ in unterschiedlichen fachdisziplinären Kontexten beredend Zeugnis ablegt; vier Beispiele:

So kommt ›Krise‹ erstens als geschichtswissenschaftliches Analysekonzept »eine Schlüsselposition« zu, durch das »Phänomene als Anomalie oder als strukturelle Abweichung von einem gegebenen Normalzustand [...] aus[ge]w[ie]sen werden«²⁴⁵ können. In wirtschaftswissenschaftlicher Lesart lässt sich ›Krise‹ zweitens als »Zeit[] ›fundamentaler Unsicherheit‹, in de[r] bisher gültige Regeln der Selektion und Interpretation verfügbarer Informationen zum Problem werden und es den Akteuren an ›Regelvertrauen‹ fehlt«²⁴⁶ deklarieren. ›Krise‹ ist in der Soziologie drittens als »jene[r] Zustand der Gesellschaft bzw. zentraler gesellschaftlicher Bereiche (Wirtschaft, Bildungswesen, Sozialstaat) [verstanden], in dem unter Zeitdruck schwierige Probleme der Anpassung, der Koordination und ggf. der Strukturver-

239 Koselleck: *Krise*, S. 617f.

240 Koschorke: *Narrativ*, S. 36.

241 Koselleck: *Krise*, S. 619.

242 Vgl. ebd., S. 617f.

243 Ebd., S. 617.

244 Ebd., S. 617. Vgl. zur sukzessiven verwendungskontextuellen Ausdehnung von ›Krise‹ namentlich auf politische, ökonomische und geschichtliche Zusammenhänge ausführlich ebd., S. 621ff.

245 Jan Marco Sawilla: *Zwischen Normabweichung und Revolution – ‚Krise‘ in der Geschichtswissenschaft*. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): *Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart 2013, S. 145–172, hier S. 166 und S. 147.

246 Roman Rossfeld: ›Fieberkurven‹ und ›Finanzspritzen‹. Plädoyer für eine Kultur- und Wissensgeschichte wirtschaftlicher Krisen im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 57/2 (2016), S. 305–332, hier S. 327.

änderung und Systemerhaltung zu lösen sind«. ²⁴⁷ Aus psychologischer Sicht lässt sich ›Krise‹ schließlich viertens als ein prozessuales Geschehen beschreiben, das

die betroffene Person [...] in ihrer Handlungs- und Lebenspraxis *emotional und kognitiv in Anspruch nimmt*, oft sogar *im Übermaß* an ihren Ressourcen zert [...] bis hin zu nachhaltig verstörenden Belastungen und längerfristig demotivierenden Verunsicherungen, die die Orientierungsfähigkeit, das Erlebnis- und Handlungspotenzial [...] massiv untergraben oder sogar zerstören können. ²⁴⁸

Zusammenfassend kann ›Krise‹ an dieser Stelle damit als eine Phase der Transformation und Transition von fundamentaler Bedeutsamkeit perspektiviert werden, die in einem Wendepunkt – in einer finalen Entscheidung – kulminiert.

An diese definitorische Konturierung des Begriffs knüpft sich die Frage nach den konkreten Charakteristika von Krise als eine spezifische Erzählfiguration an. Also ob und wenn ja, welche typischen Strukturen, Muster und Motive für eine – literarische – Narrativierung eines Zwischenzustands bzw. Übergangs ›Krise‹ – als erzähltechnisches Basismodell fassbar gemacht werden können. Kurzum stellt sich die Frage: Was zeichnet ›Krise [...] [als] eine dramaturgische Kategorie« ²⁴⁹ aus? Während zur Analyse medialer Krisendiskurse – namentlich im Zusammenhang mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 – bereits einige Untersuchungen existieren, ist diesbezüglich von einem Forschungsdesiderat zu sprechen. ²⁵⁰

Einen Abriss zu einer narratologischen und metaphorologischen Lesart von ›Krise‹ hat Nünning vorgelegt; er definiert ›Krise‹ in Abgrenzung zu den Begriffen ›Ereignis‹ und ›Katastrophe‹. Den argumentativen Ausgangspunkt bildet für ihn Schmidts theoretische Fassung von ›Ereignis‹ als »Zustandsveränderung[],

247 Bernhard Schäfers: Krise. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden, 12. Aufl. 2018, S. 245–247; hier S. 245.

248 Straub: Krise in der Psychologie, S. 31.

249 Rainer Leschke: Medientheorie und Krise. In: Uta Fenske, Walburga Hülk, Gregor Schuhen (Hg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne. Bielefeld 2013, S. 19–31, hier S. 29.

250 Hingewiesen sei auf den von Anja Peltzer, Kathrin Lämmle und Andreas Wagenknecht vorgelegten Sammelband: Krise, Cash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien. München 2012 sowie auf Kristin Kucks Aufsatz: Krisenviren und der drohende Infarkt des Finanzsystems. Metaphorische Rechtfertigungen von Krisenpolitik. In: Ingo Köhler, Roman Rossfeld (Hg.): Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin, Boston 2016, S. 493–517; Auf diese zu konstatierende Forschungslücke weist ebenfalls Ansgar Nünning hin. Siehe: Ders.: Krise als Erzählung und Metapher: Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie von Krisen. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): Krisengeschichte(n). ›Krise‹ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 117–144, hier S. 142f.

die zunächst zwei notwendige Bedingungen erfüllen m[u]ss[], nämlich Faktizität bzw. Realität und Resultativität.²⁵¹ Ex negativo zu dessen Bestimmung der graduellen Ausprägung der »Ereignishaftigkeit«²⁵² von Ereignissen anhand eines fünfgliedrigen Kriterienkatalogs entfaltet Nünning seine Konzeptualisierung von ›Krise‹: Während jene über die Merkmale »Relevanz der Veränderung [...] [,] [...] Imprädikabilität [...] [,] [...] Konsekutivität [...] [,] [...] Irreversibilität [...] [und] [...] Non-Iterativität«²⁵³ konfiguriert werden könnten, seien diese für ›Krise‹ allesamt nicht zu postulieren. Hier liege vielmehr »eine sehr spezielle Form von Ereignis bzw. eigentlich von Nicht-Ereignis«²⁵⁴ vor, das konkretisiert werden kann als »eine Latenzperiode bzw. [...] eine ›Phase der Suspendierung von Ereignishaftigkeit‹, bei der ein Wandel bevorsteht, sich aber noch nicht vollzogen hat [Hervorh. K.T.]«. ²⁵⁵ Dieses Charakteristikum markiere ferner einen der drei Hauptunterschiede von ›Krise‹ und ›Katastrophe‹, da Letztere »sich [...] gerade dadurch auszeichne[], dass sie sämtliche [...] Kriterien größtmöglicher Ereignishaftigkeit erfülle[]«. ²⁵⁶ ›Krise‹ rekurre zudem insbesondere auf ausgedehntere Zeitspannen von Wandel und Umbruch, die sukzessiv in »einem entscheidenden Wendepunkt« kulminieren, während »für Ereignisse des Typs ›Katastrophe‹ [...] Merkmale wie Kurzfristigkeit, Abruptheit und Plötzlichkeit kennzeichnend«²⁵⁷ seien. Darüber hinaus beschränke sich ›Krise‹ im Gegensatz zu ›Katastrophe‹ semantisch nicht auf ein negatives Bedeutungsspektrum, sondern bestehe durch eine vielschichtige Polyvalenz und Mehrdeutigkeit. ²⁵⁸ In ähnlichem Sinn hält ferner Parr »Krisen [für] prinzipiell reversibel«²⁵⁹. Das heißt, sie lassen sich grundsätzlich »wieder in Normalität zurück[]führ[en]«, während »Katastrophen« konträr dazu »als irreversible Zäsuren« anzusehen seien, infolgedessen »jeweils ganz andere Möglichkeiten des Erzählens« offeriert werden würden: »[i]m Falle von Katastrophe etwa solche, die mit Konzepten von Schicksal operieren, im Falle von Krise vorzugsweise solche der Re-Normalisierung«. ²⁶⁰

Die Überlegungen Nünnings und Parrs zur narratologischen Konzeptualisierung von ›Krise‹ können für die Entwicklung eines hier nutzbaren Modells von

251 Ebd., S. 123.

252 Ebd.

253 Ebd.

254 Ebd., S. 124.

255 Ebd.

256 Ebd., S. 126.

257 Ebd., S. 127.

258 Vgl. ebd.

259 Parr: Krisen und/oder Katastrophen, S. 23.

260 Ebd.; Auch Link stellt heraus, dass ›Krise‹ längs der »Kategorien Denormalisierung und Normalisierung« vermessen werden kann und sich dementsprechend durch einen »prozessualen Charakter« auszeichne. (Link: Normalismus und Antagonismus, S. 261)

»Krise« als ein spezifischer Erzählmodus jedoch lediglich bedingt fruchtbar gemacht werden – geht es mir doch um die konkrete erzähltechnisch-motivische Ausgestaltung des Zwischenzustands »Krise«. Erkenntnisbringende Anknüpfungspunkte für eine derartige Schärfung liefert hingegen ein transdisziplinärer Blick auf zwei Klassiker der Religionsethnologie: die Ausführungen von van Gennep zu einer weitreichend strukturellen Similarität von Übergangsriten²⁶¹ sowie die daran anschließende theoretische Weiterentwicklung von Turner.²⁶² Sie entwerfen für übergangsrituelle Kontexte ein Verlaufsschema äquivalent zu dem von Krise (»Zustand A – Krise – Zustand B«) und offerieren im Zuge dessen für die mittlere Phase als Transformation und Transition einen konkretisierenden Merkmalskatalog, der sich für eine inhaltlich präzisierende Fassung von Krise nutzbar machen lässt. Nachfolgend sollen kurz die Eckpunkte von van Genneps und Turners Konzeptualisierung vorgestellt werden, um darauf zurückgreifend Krise als Erzählmodus analytisch gewinnbringend figurieren zu können:

Ausgehend von der Beobachtung, dass die existenzielle Erfahrung sozialer Transition eine konstitutive Konstante menschlichen Seins darstellt und gemeinhin zeremoniell-rituelle Einbettungspraktiken hervorruft,²⁶³ entwirft van Gennep »eine typische Abfolgeordnung [...] *das Strukturschema der Übergangsriten*«.²⁶⁴ Dabei handelt es sich um ein dreigliedriges Phasenmodell, das durch seine pointierte Klarheit besticht: »Trennungsriten kennzeichnen die Ablösungsphase, Schwellen- und Umwandlungsriten die Zwischenphase (die Schwellen- bzw. Umwandlungsphase) und Angliederungsriten die Integrationsphase.«²⁶⁵ Folglich wird für übergangsrituelle Kontexte eine Verlaufsstruktur (»Ablösung – Schwelle/Umwandlung – Integration«) attestiert, die erzähltheoretisch gleichfalls, wie oben ausgeführt, für das »Krise«-Grundmodell (»Zustand A – Krise – Zustand B«) extrahierbar ist: »Krise«, bestimmt als Zwischenzustand von Transformation und Transition, lässt sich demgemäß äquivalent zur rituellen »Schwellen- [...] [und] Umwandlungsphase« betrachten. Turner führt zur funktional-inhaltlichen Dimension der einzelnen Stadien näher aus:

261 Arnold van Gennep: *Übergangsriten* (Les rites de passage). Aus dem Französischen übersetzt von Klaus Schomburg und Sylvia M. Schomburg-Scherff und mit einem Nachwort versehen. 3., erw. Aufl. Frankfurt a.M., New York 2005 [1909]. Als »Übergangsriten« definiert van Gennep all jene rituellen Praktiken, die mit räumlichen, jahreszeitlichen, sozial-hierarchischen und lebenszyklischen Wechslen verbunden sind. Vgl. ebd., S. 15f.

262 Siehe hierzu Victor Turner: *Betwixt and between. The liminal period in rites de passage*. In: Melford E. Spiro (Hg.): *Symposium on New Approaches to the Study of Religion*. Seattle 1964, S. 4–20.

263 Vgl. van Gennep: *Übergangsriten*, S. 15f.

264 Ebd., S. 183.

265 Ebd., S. 21. Die Realisierung der einzelnen übergangsrituellen Phasen kann dabei in Bezug auf Intensität und Ausprägung natürlich variieren; etwa kulturell oder situativ (vgl. ebd.).

The first phase of separation comprises symbolic behaviour signifying the detachment of the individual or group either from an earlier fixed point in the social structure or a set of cultural conditions (the ›state‹); during the intervening ›liminal‹ period the state of the ritual subject (the ›passenger‹) is ambiguous, he passes through a realm which has few or none of the attributes of the past or coming state; in the third phase the passage is consummated. The ritual subject [...] is in a stable state once more and by virtue of this has rights and obligations of a clearly defined and ›structural‹ type, and is expected to behave in accordance with certain customary norms and ethical standards.²⁶⁶

Besonders interessant für die Konkretisierung von ›Krise‹ als ein spezifischer narrativer Modus ist jene zweite – liminale – Phase, für die Turner ›Jenseitigkeit von kulturell-sozialen sowie zeit- und räumlichen Ordnungs- bzw. Normkonzepten‹ als wesentliches Kennzeichen benennt.²⁶⁷ Diese Positionierung im rituell-topografischen ›Außerhalb‹ formuliert sich ebenfalls über den temporären Verlust zentraler existenz- und identitätsgenerierender Marker der liminalen Subjekte, wie etwa der Absenz von »status, property, insignia, secular clothing, rank, kinship position«. ²⁶⁸ Turner spricht diesbezüglich von einer ›strukturellen Unsichtbarkeit‹, die der Schwellen- und Umwandlungsphase ebenso wie ›Paradoxien‹ und ›Mehrdeutigkeiten‹ grundlegend inhärent sei.²⁶⁹ Diese Ambiguität formuliere sich insbesondere aufgrund einer Gleichzeitigkeit von sowohl strukturellen Ablösungsvorgängen wie auch einer transformativen Neujustierung hinfalliger Seinsaspekte.²⁷⁰ Anders gewendet: Es ist eine mentale, emotionale und habituelle Unbestimmtheit, in der sich die Momente von ›Suche‹ und ›Verlorenheit‹ als auch von ›Freiheit‹ artikulieren können und die jenen rituellen Schwebestand des »betwixt and between«²⁷¹ maßgeblich konstituiert.²⁷²

Diese umrissenen strukturtypologischen Ausführungen von Genneps und Turners zur kulturellen Kohärenz übergangsritueller Praktiken bilden die Basis meiner narratologischen Konturierung von Krise als Erzählmodus, die sich aus fünf Merkmalskategorien speist:

266 Turner: *Betwixt and between*, S. 5.

267 Vgl. ebd., S. 8.

268 Ebd., S. 9.

269 Vgl. ebd.

270 Vgl. ebd., S. 8f. Die konstitutive Widersprüchlichkeit der Schwellen- und Umwandlungsphase kann symbolisch ausgedrückt werden: »locally antithetical processes of death and growth may be represented by the same tokens – e.g. by huts and tunnels which are at once tombs and wombs, by lunar symbolism, (for the same moon waxes and wanes) by snake symbolism (for the snake appears to die, but only to shed its old skin and appears in a new one)« (Ebd., S. 9)

271 Ebd., S. 7.

272 Vgl. ebd., S. 14.

1 ›Trennung‹: Als kennzeichnend für Krise erweist sich der Verlust zentraler Existenz- und Identitätsparameter, ob derer die bis dato gültige personale Normalität²⁷³ nicht mehr oder nur noch unzureichend ausgebildet werden kann. Diese Einbuße vermag es narrativ, sowohl den Beginn von Krise zu markieren wie auch den Zustand von Krise zu explizieren. Ferner können sich mehrere Verluste ereignen, die parallel oder aufeinander folgend stattfinden und/oder erzählerisch multikausal miteinander vernetzt werden.

Die Geschwindigkeit, in der sich die Auflösung der selbstfigurativen Seinsaspekte vollziehen kann, zeigt sich dabei variabel: Die identitätsbildenden Koordinaten können zum einen sukzessiv schwinden – etwa vom drohenden Arbeitsplatzverlust bis zum konkreten Kündigungsakt – und zum anderen gleichfalls durch ein jäh-einschneidendes Ereignis – beispielsweise eine plötzliche Arbeitsplatzkündigung – abrupt wegfallen.

Zu den Existenz- und Identitätsstabilität generierenden Parametern, ob deren Verlust sich ›Krise‹ formuliert finden kann, zählen neben extern gelagerten Gesichtspunkten wie wirtschaftlichen Gegebenheiten – Erwerbssituation, monetäre Liquidität – und sozialen Beziehungen – Partnerschaft, Familie, Freundschaften – auch intrapersonale Faktoren wie physische und psychische Gesundheit.

Durch den Analyseaspekt ›Trennung‹ als narratologischer Parameter von Krise soll hier demgemäß die erzählerische Heraus- und Loslösung einer Figur aus ihrem existenz- und identitätskonzeptionellen Normalzusammenhang greifbar gemacht werden.

2 ›Liminalität‹: Krise ist als Zwischenzustand eine fundamentale Such- und Auslöschungsbewegung inhärent, die dazu führen kann, dass zuvor gültige Modi der sozialen Ordnung zur Disposition stehen und/oder suspendiert werden. Beispielsweise mag der juristisch-gesellschaftlich eigentlich als regelwidrig gewertete Diebstahl zur opportunen Handlungsmöglichkeit werden. Überdies kann ›Krise‹ erzählerisch sowohl mit einem topografischen und/oder sozialen fremdinitiierten und/oder eigenaktiven Exkludieren einer Figur verbunden sein als auch mit zeit- und/oder räumlichen Erfahrungs- und Wahrnehmungsveränderungen einhergehen. Zum Beispiel wird der etablierte Lebenskontext verlassen, mögen Orientierungsverluste eintreten, können sich ehemals bekannte Orte sich zu einem verwirrenden Labyrinth figurieren oder vermag sich das subjektiv erlebte und objektiv verifizierbare Tempo des Zeitvergehens asynchronisieren. Des Weiteren ist etwa eine Entgrenzung der perzipierten Realität hin zum Fiktionalen möglich, die sich bis in eine psychopathologische ›Verwahnsinnigung‹ steigern kann.

273 ›Normalität‹ definiere ich hier als einen subjektiv perzipierten Seinszustand, der existenz- und identitätsstabilisierend wirkt.

›Krise‹ zeigt sich insofern als jenseits von gesetzten Ordnungssystemen gesellschaftlicher und wirklichkeitsstrukturierender Art sowie gleichfalls von einer fluiden Eigengesetzlichkeit geprägt, die sich als ein offener Aushandlungsprozess formuliert und durch das Erproben unterschiedlicher Bewältigungsstrategien besteht.

Anhand des Analyseaspekts ›Liminalität‹ als narratologischer Parameter soll hier somit die erzählerische Verortung einer Figur in deren Erleben von Eigengesetzlichkeit sichtbar gemacht werden.

3 ›Reflexive Ambiguität‹: Als Schwellen- und Übergangsphase ist für ›Krise‹ eine Interpretations- und Konstruktionsoffenheit charakteristisch, die zeitlich den Vor-Krise-Zustand ebenso umschließt wie den Nach-Krise-Zustand. In diesem Sinne ist ›Krise‹ sowohl eine vergangenheits- als auch eine zukunftsgerichtete Reichweite inhärent.

Funktional betrachtet, kommen diesbezüglich zwei unterschiedliche narrative Aspekte zum Tragen: Während die retrospektive Wendung namentlich den Jetzt-Zustand einer Figur erklärend unterfüttert, entwirft die vorausgreifende Reflexion neue, orientierungsstiftende Existenz- und Identitätsversionen. Die Mehrdeutigkeit von ›Krise‹ ergibt sich aus der Vielzahl als auch aus der Unbestimmtheit an möglichen Vergangenheits- und Zukunftsaktualisierungen, die als Erklärungsmuster und Orientierungsfolie aufgerufen werden können.

Über den Analyseaspekt ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologischer Parameter findet sich hier demgemäß die deutungssoffene Positionierung einer Figur zwischen Vor-Krise-Vergangenheit und Nach-Krise-Zukunft in den Blick genommen.

4 ›Identitätsfragilität‹: Infolge ihres transitorisch-transformierenden Status²⁷⁴ kann es liminalen Figuren – sprich: Figuren im Zwischenzustand ›Krise‹ – an identitätsformulierenden Seinsaspekten mangeln, ob dessen ihnen in unterschiedlichem Ausmaß eine subjektbezogene Besitzlosigkeit eigen ist: Für den Selbstentwurf können relevante soziale Rollen²⁷⁴ prekär geworden bzw. nicht mehr realisierbar sein, etwa die der Firmeninhaberin nach dem Bankrott ihres Unternehmens. Ebenfalls mögen sich bestimmte identitätsgebende Moral- und Wertvorstellungen als auch Selbstkonzeptionen liquidiert haben bzw. temporär außer Kraft gesetzt sein, beispiels-

274 ›Soziale Rolle‹ verstehe ich mit Goffman »als die Ausübung von Rechten und Pflichten [...], die mit einem bestimmten Status verknüpft sind, [und die] eine oder mehrere Teilrollen umfaßt [...] [, wobei] jede dieser verschiedenen Rollen von dem Darsteller bei einer Reihe von Gelegenheiten vor gleichartigem Publikum oder vor dem gleichen Publikum dargestellt werden kann« (Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. (The presentation of self in everyday life)*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Weber-Schäfer. 8. Aufl. München 2010 [1959], S. 18).

weise die eigene Perspektivierung eines, die Pleite seines Betriebs zu verantworten- den Geschäftsführers als beruflich erfolgreich.

Im Zuge dieser Absenz von ehemals aktualisierten Identitätskoordinaten können sich zugleich neue Facetten im Selbstentwurf ausgestalten bzw. erprobt werden, etwa mag ein Banker infolge seines Arbeitsplatzverlustes sein Talent für die Kaffeerösterei entdecken.

Darüber hinaus kann sich angesichts dergestalt erfahrener Identitätsverwerfungen die subjektive Handlungsbefähigung extremisieren; skalierend zwischen einer völligen Aktionsreduktion einerseits und einer exorbitanten Aktivitätssteigerung andererseits. Außerdem vermag die Seinsdestabilisierung emotionale bis pathologische Auffälligkeiten zeitigen, zum Beispiel Wut, soziale Selbstisolierung, die Ausbildung pathologischer Verhaltensweisen, die Entwicklung von diffusen Ängsten oder der Konsum von Rausch- und/oder Betäubungsmitteln als zeitweiliger Behelf zur Daseinsbewältigung.

Mittels des Analyseaspekts ›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter wird hier folglich die erzählerische Ausgestaltung von einer krisenbedingten Identitätsbrüchigkeit einer Figur fokussiert.

5 ›Angliederung‹: Durch die Reformulierung zentraler Existenz- und Identitätsparemeter, anhand deren eine neue personale Normalität generierbar ist, wird Krise als transformativ- transitorische Phase abgeschlossen bzw. in einen Nach-Krise-Zustand überführt, der wieder Existenz- und Identitätsstabilität verspricht. Die Geschwindigkeit mag dabei erzählerisch zwischen einem sukzessiv-prozessualen Übergang und einem direkt-proklamativen Zustandswechsel zu changieren. Ferner kann sich die Auflösung von Krise handlungskonkretisiert oder perspektivisch-angedeutet umgesetzt finden, beispielsweise eröffnet eine geschasste Aktienhändlerin ein Café oder ein wirtschaftlicher und/oder identitätsgenerativer Neustart wird handlungsausblickend und -abschließend skizziert.

Durch den Analyseaspekt ›Angliederung‹ als narratologischer Parameter soll hier dementsprechend die erzählerische Darstellung des Transfers einer Figur in einen neuerlich Existenz- und Identitätsstabilität verheißenden Nach-Krise-Zustand greifbar gemacht werden.

Zusammengefasst: Die Definition von ›Krise‹ als ein spezifischer Erzählmodus lässt sich mit Rückgriff auf van Genneps Implementierung des Drei-Phasen-Modells für übergangsrituelle Kontexte (Trennung – Schwelle und Umwandlung – Angliederung) und der daran anknüpfenden, konkretisierenden Beschreibung der mittleren Phase als Liminalität durch Turner präzisieren. Demgemäß stellt sich Krise als ein Transformations- und Transitionsprozess im Rahmen einer Zustandsveränderung dar, den vielschichtige Ambivalenzen und Paradoxien auszeichnen. In der durch den Verlust von entscheidenden Existenz- und Identitätsfixpunkten initi-

ierten und/oder explizierten ›Krise‹ wird ein eigengesetzliches Ordnungssystem formuliert, dessen Orientierungsparameter fluide sind und die jederzeit wieder verworfen werden können. Im Zuge dessen können gleichfalls die Vor-Krise-Vergangenheit sowie die Nach-Krise-Zukunft als Erklärungs- bzw. Lösungskonzepte bedürfnisadäquat justiert werden. Figurenbezogen bedeuten diese Krisencharakteristika die temporäre Absenz von Identitätsgewissheiten. ›Krise‹ endet narrativ mit der Etablierung oder perspektivischen Aufrufung eines neuen Zustands als Normalität.

Die dergestalt von mir entwickelten fünf narratologischen Parameter von Krise als Erzählmodus (›Trennung‹, ›Liminalität‹, ›Reflexive Ambiguität‹, ›Identitätsfragilität‹, ›Angliederung‹) sind hier als idealtypisch zu verstehen: Zum einen können sie im jeweiligen literarischen Einzelfall in der Intensität ihrer erzähltechnischen Realisierung variieren, das heißt zwischen prägnant, marginal oder gar nicht ausgebildet skalierend, aktualisiert sein. Zum anderen sind sie nicht als trennscharfe Kategorien anzusehen, sondern als miteinander verwobene und ineinander übergreifende textanalytische Fokussierungsperspektiven zu betrachten. Die hier entworfenen erzählerischen Krisen-Charakteristika sind folglich weniger als ein dogmatisches Interpretationsschema, denn vielmehr als ›kartografische Orientierungsmarker auf der narratologischen Landkarte Krise‹ aufzufassen. Ihre Funktion im Rahmen meiner Studie ist es, die verbreitete Amalgamierung von ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ im narrativen Modus ›Krise‹ in der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrisen-Literatur anhand exemplarischer Titel zu vermessen.

Nachfolgend soll jetzt die spezifizierte, fachdisziplinäre Nutzbarmachung von ›Krise‹ im wirtschaftlichen und psychologischen Kontext in den Blick genommen werden. Das Ziel ist im Zuge dessen zweierlei: Erstens gilt es, die Lesart von ›Krise‹ verbunden mit den beiden anderen analytischen Leitbegriffen dieser Arbeit – ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ – zu vergegenwärtigen. Zweitens soll überprüft werden, ob sich der hier entwickelte narratologische Kriterienkatalog von ›Krise‹ auch für die inhaltlichen Bezugsgegenstände bzw. die Rede von ›Wirtschaftskrise‹ und ›Identitätskrise‹ verwenden lässt und dementsprechend transferierbar ist.

5.3.1 Konturierung ›Wirtschaftskrise‹

Als ›Wirtschaftskrise‹ im eigentlichen Sinne wird der Wendepunkt im Konjunkturzyklus [...], der Umschlag vom Aufschwung zum Abschwung verstanden, sofern dieser Umschlag in sehr heftiger Form unter zahlreichen geschäftlichen Zusammenbrüchen und unter tiefem Fall der Börsenkurse und der Preise erfolgt. [...] [Au-

ßerdem wird] mit ›Wirtschaftskrise‹ häufig [...] auch die darauf folgende Depression [bezeichnet].²⁷⁵

Diese, dem *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften* entnommene Definition exemplifiziert in nuce die Hauptcharakteristika einer wirtschaftswissenschaftlichen Verwendungsweise von Krise. So findet das Kompositum ›Wirtschaftskrise‹ für ökonomische Zäsuren Aktualisierung, denen eine existenzielle Bedeutung attestiert wird, die sich an wirtschaftlichen Ereignissen von gesellschaftlich desaströser Qualität entzündet – zu denken ist etwa an Börsencrashes, Staatsbankrotte oder einen inflationären Anstieg von Unternehmenspleiten. Im Zuge dessen kann – wie etymologisch im Begriff ›Krise‹ angelegt²⁷⁶ – auf einen spezifischen Zeitpunkt oder Zeitraum rekurriert werden: Terminologisch ist hiermit folglich sowohl der Scheitelpunkt zur ökonomischen Abwärtsentwicklung als auch die Regressionsphase insgesamt etikettierbar. Zugespitzt konstatiert: ›Krise‹ ist in ökonomischer Perspektive bereits, »wenn Profitmaximierung ins Stocken gerät«²⁷⁷ und infolgedessen Gewinneinbußen und/oder finanzielle Verluste zu verzeichnen sind, die – falls sie eine systemtolerable Größe überschreiten – im Kollaps gesellschaftszentraler Strukturen und Institutionen münden können. Im wirtschaftswissenschaftlichen Realisierungskontext weist ›Krise‹ semantisch dementsprechend zuvorderst eine negative Grundierung auf. Angesichts dessen kann sie allgemein als eine »gesamtwirtschaftliche Störung[]«²⁷⁸ beschrieben werden, die als solche ebenfalls im öffentlichen Diskurs benannt wird, wie auch die gesellschaftliche Debatte über die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 illustriert: Hier als »eine Grenzerfahrung mit der routinierten Ordnung des Alltags«²⁷⁹ rezipiert, zeigen sich namentlich Fragen nach den Ursachen und Folgen nebst möglichen Bewältigungsstrategien sowie überhaupt die »Legitimität [der] kapitalistische[n] Wirtschaftsordnung«²⁸⁰ als Diskussionsgegenstand. So konstatiert Lüdeker rückblickend bezüglich der medialen Auseinandersetzung mit der Finanz- und Wirtschaftskrise:

275 Karl Erich Born: Wirtschaftskrisen. In: Willi Albers u.a. (Hg.): *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft (HdWW)*. Bd. 9. Stuttgart, New York 1982, S. 130–140, hier S. 130. Siehe zur Definition von ›Wirtschaftskrise‹ exemplarisch auch: Plumpe: *Wirtschaftskrisen*, S. 8f.

276 Siehe zur Etymologie von Krise hier das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

277 Kaufmann, Muzzupappa: *Crash Kurs Krise*, S. 108.

278 Plumpe: *Wirtschaftskrisen*, S. 9.

279 Veronika Zink, Sven Ismer, Christian von Scheve: Zwischen Hoffen und Bangen: Die emotionale Konnotation des Sprechens über die Finanzkrise 2008/2009. In: Anja Peltzer, Kathrin Lämmle, Andreas Wagenknecht (Hg.): *Krise, Cash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien*. Konstanz, München 2012, S. 23–48, hier S. 24.

280 Ebd., S. 23.

Im Verlauf der Krise wechselten die in den Medien konstruierten Schuldigen häufig: Es wurde wahlweise oder auch in Kombination das spekulative Finanzsystem, der globale Kapitalismus, die freie Marktwirtschaft, Ratingagenturen, Hedgefonds, Banken und Banker bzw. Spekulanten als Sündenböcke ausgemacht. [...] Im Fall der Finanzkrise garantiert das Ausmachen von Sündenböcken in Kombination mit der Signalisierung politischer Intervention und der Regulierung einzelner Segmente des Finanzmarkts, eine allgemeine Beruhigung und letztlich die Stabilität und Fortführung des Gesamtsystems.²⁸¹

Im Sinne einer derartig schwerwiegenden – und dementsprechend auch öffentlich-medial verhandelten – konjunkturellen Irritation präsentiert sich die Krise von Wirtschaft allerdings zugleich als »normaler Bestandteil des ökonomischen Geschehens«,²⁸² das sich a priori systeminhärent zeigt; Plumpe stellt lakonisch fest: »[D]er Zyklus von Boom und Krise [ist] nicht ein zu vermeidendes Defizit des kapitalistischen Strukturwandels, sondern seine Form.«²⁸³

Historisch betrachtet sind gravierende, wiederkehrende ökonomische Einbrüche nicht erst seit der Ausformulierung des modernen kapitalistischen Wirtschaftssystems im 19. Jahrhundert zu verzeichnen. Bereits in der vorindustriellen Zeit treten ökonomische Krisen auf, die – anders als im kapitalistischen System – vorrangig dem Klima und Wetter als externe Variablen geschuldet sind: In den agrarisch geprägten Gesellschaften konnten naturkatastrophale Ereignisse wie jahreszeitlich anormale Kälteperioden, Dürren oder Dauerregen, die dann oft Missernten, Viehseuchen und/oder Epidemien bedingten, zu dramatischen Hungerszeiten führen.²⁸⁴ Diese wiederkehrenden Phasen kollektiver Mangel- bzw. Unterernährung gingen wirtschaftlich mit extremen Lebensmittelteuerungen einher, wodurch sich die Kaufkraft für andere Produkte und Dienstleistungen drastisch reduzierte, sodass rasch weitere Gewerbe betroffen waren. Hunger, Tod, Bettelei und Verarmung ließen die Gesellschaft in ihren Fundamenten erodieren, infolgedessen sich zeitweilig geradezu anarchische Zustände einstellten.²⁸⁵ Beispielhaft für diesen vormodernen Typus ›Wirtschaftskrise‹ »apokalyptische[r] Dimension[]«²⁸⁶ sind die großen Hungernöte zwischen 1315 und 1317, um 1437/38,

281 Lüdeker: Spekulant, S. 196.

282 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 8.

283 Werner Plumpe: Ohne Krisen keine Harmonie. Eine kleine Geschichte der Gleichgewichtsstörungen in der Wirtschaft. In: Armin Nassehi (Hg.): Kursbuch 170. Krisen lieben. Hamburg 2012, S. 64–83, hier S. 73.

284 Vgl. Born: Wirtschaftskrisen, S. 130.

285 Vgl. Werner Plumpe: Ob Tulpenschwindel oder Immobilienblase – Die Abläufe der Wirtschaftskrisen sind ähnlich. Historische Perspektiven auf ökonomische Rhythmen und ihre Ursachen. In: Forschung Frankfurt 2 (2012), S. 4–9, hier S. 6.

286 Ebd., S. 7.

der 1570er- sowie am Anfang der 1770er-Jahre,²⁸⁷ die als »sozioökologische Extremereignisse«²⁸⁸ weite Teile des europäischen Kontinents betrafen und sämtliche gesellschaftlichen Teilsysteme erfassten. Dass diese Form einer kollektiv-existenziellen Krise einerseits schwerwiegende soziale, kulturelle und ökonomische Verwerfungen zeitigten, andererseits jedoch – verstanden als Übergangszeit – innovativ und gesellschaftlich Impuls gebend wirken konnten, hält Collet betreffs der europäischen Hungerkrise von 1770 bis 1772 fest, die durch eine mehrjährige Niederschlagskonzentration auf den Sommer ausgelöst worden war:²⁸⁹

Augenzeugen [...] beobachteten die weitreichende Zerstörung sozialer Strukturen und die Auflösung von Familien- und Nachbarschaftsverbänden. [...] In der großen Politik brachte der Druck der Hungersnot die Regierungen in Frankreich, Dänemark und Schweden zu Fall. [...] Im Feld der Ökonomie löste die Teuerung eine europaweite Wirtschafts-, Finanz- und Bankenkrise aus. In den Regionen verursachte sie weitreichende Verarmung und den Höhepunkt einer der größten zeitgenössischen Migrationswellen, des sogenannten Zweiten Schwabenzugs. Die Nahrungskrise wirkte aber auch als Katalysator. Sie beförderte grundlegende Reformen des Agrar-, Schul- und Armenwesens. Sie stieß die Etablierung neuer Wissenszweige wie der Meteorologie, der Nationalökonomie oder der Statistik an.²⁹⁰

Neben diesem skizzierten Krisentypus verzeichnet die vorindustrielle Zeit ferner ökonomische Krisen, die in Form von Spekulationskrisen auftraten. Als dergestalt Erste gilt der sogenannte *holländische Tulpenschwindel* zwischen 1634 und 1638: Nachdem die Tulpe im ausklingenden 16. Jahrhundert aus dem asiatischen Raum nach Europa importiert worden war, genoss sie aufgrund von neu gezüchteten Arten in den Niederlanden bald eine enorme Popularität. In der Folge stiegen die Preise für Tulpen und -zwiebeln exorbitant an; die Blütenpflanze entwickelte sich an der Amsterdamer Warenbörse zu einem begehrten Spekulationsobjekt:²⁹¹ »Neuzüchtungen erzielten Preise bis zu 10000 Gulden. Die Spekulanten tätigten auf Kredit Termingeschäfte, denn die Preise verfünffzigfachen sich innerhalb kurzer Zeit.«²⁹² Anfang 1637 brach die Nachfrage allerdings schlagartig ein; Panikverkäufe und ein rapider Preisverfall folgten. Der Crash des Tulpenhandels riss etliche Handelshäuser in den Bankrott und ließ zahllose Spekulierende verarmt zurück.²⁹³ Weitere prominente

287 Siehe Kay Peter Jankrift: Brände, Stürme, Hungersnöte. Katastrophen in der mittelalterlichen Lebenswelt. Ostfildern 2003, S. 122–124 sowie Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 31–33.

288 Dominik Collet: Die doppelte Katastrophe: Klima und Kultur in der europäischen Hungerkrise 1770–1772. Göttingen 2019, S. 9.

289 Vgl. ebd., S. 10.

290 Ebd.

291 Vgl. Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 36.

292 Plumpe: Tulpenschwindel oder Immobilienblase, S. 5.

293 Vgl. Born: Wirtschaftskrisen, S. 131.

Beispiele für vormoderne Wirtschaftskrisen in Gestalt von Spekulationskrisen sind die *South Sea Bubbles* in Großbritannien zwischen 1718 und 1720 sowie der fast zeitgleiche Zusammenbruch der *Mississippi-Gesellschaft* und der *Banque Royale* in Frankreich; Letztere untrennbar mit dem Papiergeldexperiment des schottischen Nationalökonomen und Glücksspielers John Law (1671–1729) verbunden.²⁹⁴

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts verändert sich die Gestalt ökonomischer Krisenereignisse im Zuge der industriekapitalistischen Modernisierungsprozesse der Gesellschaft fundamental. Zum einen erzielte der Agrarsektor durch »verbesserte Bodenbearbeitung und [...] intensive Schädlingsbekämpfung«²⁹⁵ jetzt deutlich höhere Erträge, während er zugleich an gesamtwirtschaftlicher Bedeutung einbüßte. Zum anderen führten technische Innovationen – etwa die Erfindung des mechanischen Webstuhls – zu einem Anstieg der gewerblichen Warenproduktion; die massenhafte Fabrikation von Gütern nahm ihren Anfang. Überdies vergrößerten sich durch die Mobilitätszunahme, namentlich aufgrund des Eisenbahnausbaus, die Absatzmärkte und der Handel dehnte sich aus. In der Folge erhöhte sich hier wie dort der Bedarf an finanziellen Mitteln; die Kreditfinanzierung und -spekulation geriet sukzessiv zum Kern wirtschaftlichen Handelns.²⁹⁶ »Große Bank- und Handelshäuser entstanden, die sich einerseits auf die Finanzierung von Fabriken, und andererseits auf die Finanzierung von Handel und Export spezialisierten.«²⁹⁷ Produktion und Handel verquickten sich infolgedessen mit dem Bankenwesen im – spekulativen – Moment der Preis- und Absatzerwartung.

Die Krise von Wirtschaft entwickelte sich jetzt zu jenem zyklisch wiederkehrenden Ereignis, das sich aus den charakteristischen Konjunkturbewegungen »von Aufschwung, Boom, Rezession und Depression, [...] [die sich] [...] in einem relativ festen zeitlichen Rahmen von sechs bis zehn Jahren [...] abspielen«,²⁹⁸ einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung ergab.

Eine der ersten Wirtschaftskrisen, in denen sich »die Verbindung von kapitalistischer Expansion und wirtschaftlicher Krise«²⁹⁹ zeigt, ist die englische Handelskrise 1825: Nachdem mit dem Ausschluss Großbritanniens vom europäischen Markt durch die Kontinentalsperre die dortige ökonomische Entwicklung lange stagnierte und die fatalen Missernten von 1816/1817 eine schwere wirtschaftliche Krise gezeitigt hatten, fing in den frühen 1820er-Jahren der englische Außenhandel an zu prosperieren. Der lateinamerikanische Markt versprach nun hohe Absatz- und Gewinnmöglichkeiten, sodass zur Finanzierung des stark expandierenden Gewerbes

294 Vgl. hierzu ausführlich: ebd., S. 131–133 sowie Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 37–39.

295 Born: Wirtschaftskrisen, S. 130.

296 Vgl. Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 42f.

297 Ebd., S. 43.

298 Plumpe: Tulpschwindel oder Immobilienblase, S. 7.

299 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 48.

und Handels die Bereitstellung einer enormen Anzahl von Krediten notwendig wurde. An der Londoner Börse begannen die Spekulationsgeschäfte mit lateinamerikanischen Anleihen zu florieren; der Boom endete jedoch abrupt mit dem im Herbst 1825 einsetzenden Preisverfall.³⁰⁰ Innerhalb kürzester Zeit gingen derart viele der teilweise hochverschuldeten Banken pleite, dass »die Bank von England mit Liquiditätshilfen [...] [zur Stabilisierung des Finanzmarkts] einsprang«.³⁰¹ Die Krise griff alsdann auf die Realwirtschaft, »auf Produktion und Handel [über]. Der Wert der lateinamerikanischen Anleihen ging stark zurück, zahlreiche Projekte platzten, viele neugegründete Unternehmen mussten Konkurs anmelden«.³⁰² Nach diesem Auftakt zur Wirtschaftskrise modern-kapitalistischer Prägung trifft zwischen 1846 sowie 1849 eine durch gravierende Ernteausfälle ausgelöste »Hungersnot [mit] eine[r] Spekulationskrise und eine[r] gewerbliche[n] Strukturkrise«³⁰³ zusammen; ein ökonomisches Krisenkonglomerat, dessen gesellschaftliche Verheerungen sich in einer breiten »politischen Radikalisierung«³⁰⁴ der Bevölkerung entluden. Mit der ersten Weltwirtschaftskrise von 1857 bis 1859 sowie dem sogenannten *Gründerkrach* des Jahres 1873 und der nachfolgenden *Großen Depression* sollte das 19. Jahrhundert sodann noch zwei weitere Konjunkturinbrüche von folgenreicher sozialer Dimension zeitigen.³⁰⁵ Zum Abschluss dieser kursorischen Revue zur wirtschaftsgeschichtlichen Verwendung von »Wirtschaftskrise« ist noch ein kurzer Blick auf die Weltwirtschaftskrise von 1929 zu werfen, wird diese doch als »das gravierendste Ereignis der jüngeren Wirtschaftsgeschichte«³⁰⁶ im Zusammenhang mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 oft zur zentralen »Referenzkrise« erklärt.³⁰⁷ Mit den dramatischen Kurseinbrüchen der New Yorker Börse Ende Oktober 1929 als ihrem sichtbaren Fanal waren von der Weltwirtschaftskrise allen voran die USA und Deutschland betroffen. Hier wie dort »sank [zwischen 1929 und 1932] das Bruttoinlandsprodukt [...] um mehr als ein Viertel, die Industrieproduktion ging gar um zwei Fünftel zurück«.³⁰⁸ Überaus problematisch stellte sich ebenfalls die jeweilige Lage der Landwirtschaft dar, die von deutlichen Absatz- und Preisrückgängen gezeichnet war. Im Zuge des schweren Konjunkturinbruchs wurde Arbeitslosigkeit in beiden Ländern

300 Vgl. zur englischen Handelskrise 1825 ausführlicher: ebd., S. 46–48.

301 Ebd., S. 48.

302 Ebd.

303 Born: Wirtschaftskrisen, S. 134.

304 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 52.

305 Vgl. zu Hintergründen, Verlauf und Folgen der ersten Weltwirtschaftskrise sowie des Gründerkrachs ausführlicher: ebd., S. 55–69.

306 Jan-Otmar Hesse, Roman Köster, Werner Plumpe: *Die Große Depression. Die Weltwirtschaftskrise 1929–1939*. Frankfurt a.M. 2014, S. 7.

307 Vgl. ebd., S. 205f.

308 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 81f.

zu einem Massenphänomen; die ökonomische Misere und das damit einhergehende verbreitete soziale Elend sollte das Bild der USA in den 1930er-Jahren wesentlich prägen – Stichwort: *Große Depression* –, während in Deutschland die NS-Diktatur mit ihrem intensiven Ausbau der Rüstungsindustrie den konjunkturellen Aufschwung bereits befördert hatte.³⁰⁹ Dieser umfassende ökonomische und im Zuge dessen auch gesellschaftliche Systemcrash sollte im Nachhinein eine enorme, bis heute anhaltende, narrative Wirkmacht entfalten: Dabei scheint hier die interpretatorische Essenz der Gedanke zu sein, »[d]ie Weltwirtschaftskrise [sei] [...] der deutlichste unter allen möglichen Nachweisen, dass eine unregulierte Wirtschaft die Existenz demokratischer politischer Systeme bedroht«.³¹⁰

Zusammengefasst: ›Wirtschaftskrise‹ zählt in ökonomischen Beobachtungs- und Beschreibungszusammenhängen nebst der diesbezüglichen öffentlichen Diskussion zum zentralen Begriffsrepertoire. Im Zuge dessen findet der Begriff für die Bezeichnung periodisch wiederkehrender – negativer – ökonomischer Extremereignisse samt deren – gesellschaftlichen – Folgewirkungen Verwendung. In wirtschaftsgeschichtlicher Nutzbarmachung wird mit ›Wirtschaftskrise‹ außerdem auf Krisentypen verschiedener Couleur referiert: auf vormoderne Hungers- und Spekulationskrisen ebenso wie auf strukturimmanente Konjunkturkrisen modern-kapitalistischer Form. Der Blick auf die fachtheoretische Konturierung von ›Krise‹ im wirtschaftlichen Kontext zeigt außerdem: ›Wirtschaftskrise‹ kann als prägnantes Label einer ökonomisch-sozial einschneidenden Transformationsphase verstanden werden, das sich gleichfalls der von mir herausgearbeiteten narratologischen Parameter von Krise als Erzählung bedient: So ist der Beginn von ›Wirtschaftskrise‹ ebenfalls durch ›Trennung‹ von der bislang gültigen Normalität initiiert – sei es etwa in Form klimatischer Extremereignisse oder Börsencrashes, die eklatante wirtschaftlich-soziale Verwerfungen bedingen und dementsprechend einen eigengesetzlichen Zustand der ›Liminalität‹ generieren, in dem das ehemals vorherrschende Ordnungs- und Normsystem zur Disposition gestellt ist. Damit verbunden kann ›Wirtschaftskrise‹ auf personaler Ebene ›Identitätsfragilität‹ formulieren; gedacht werden mag an den individuellen Verlust des existenz- und identitätsstabilisierenden Markers ›Erwerbsarbeit‹, der emotional-eruptive Reaktionen wie Angst oder Wut zeitigen kann. Zugleich kristallisiert sich anhand des ›Wirtschaftskrise‹ begleitenden öffentlichen Diskurses über deren Ursachen, Folgen nebst etwaigen Bewältigungsstrategien ›Reflexive Ambiguität‹ als Charakteristikum heraus; auch ›Wirtschaftskrise‹ endet, indem ›Angliederung‹ an einen wieder systemstabilisierenden Normalzustand einsetzt wie beispielsweise durch Anstieg der Börsenwerte und neuerliches wirtschaftliches Wachstum.

309 Vgl. ebd., S. 82f.

310 Vgl. Hesse, Köster, Plumpe: *Große Depression*, S. 207.

5.3.2 Konturierung ›Identitätskrise‹

Krise ist [...] ein belastender, temporärer, in seinem Verlauf und seinen Folgen offener Veränderungsprozeß der Person, der gekennzeichnet ist durch eine Unterbrechung der Kontinuität des Erlebens und Handelns, durch eine partielle Desintegration der Handlungsorganisation und eine Destabilisierung im emotionalen Bereich.³¹¹

Komprimiert fasst die obige Definition Ulichs die zentralen Merkmale von Krise aus psychologischer Sicht zusammen. Demnach ist unter ›Krise‹ eine zeitlich begrenzte und ergebnisoffene Phase des Wandels zu verstehen, in der grundlegende existenz- und identitätsfigurierende Seinsaspekte eines Menschen infrage gestellt sind, was gemeinhin als »belastend[]« erfahren wird. Der Begriff fokussiert folglich seiner Etymologie gemäß³¹² auch in individualpsychologischer Nutzbarmachung eine bestimmte Zeitspanne des Übergangs hin zu einem eine neue »Kontinuität des Erlebens und Handelns« erzeugenden Alltag, der – von Routinen und Gewohnheiten geprägt – dem Einzelnen wieder »ontische Sicherheit«³¹³ verspricht.³¹⁴ Als ein wesentliches Kennzeichen von ›Identitätskrise‹ gilt ferner, dass es sich um ein Geschehen handelt, das allein aufgrund subjektiver Interpretation zur Krise gerät. Krise unterliegt somit primär einer individuellen Bewertung und ist nicht anhand rein objektiver Kriterien greifbar.³¹⁵ Für das subjektive Krisenerleben als typisch erweist sich die – in unterschiedlicher Deutlichkeit – reflexiv-bewusste Feststellung, dass »das Passungsgefüge«³¹⁶ des eigenen Selbstentwurfs nicht mehr stimmig ist, sei es etwa in Hinblick auf die ausgestaltete Lebensrealität oder in intrasubjektiver Dimension, und dass leichterhand keine schnelle Anpassung erfolgen kann.³¹⁷ Beispielsweise mag sich eine an Long Covid erkrankte Investmentbankerin gezwungen sehen, ihren Beruf aufzugeben, oder ein Betriebswirtschaftsstudent beginnt kurz vor seinem Universitätsabschluss an der Sinnhaftigkeit seines Studiums und den darin vermittelten Inhalten grundlegend zu zweifeln.

Allgemein ist Krise von Identität als wesentlicher sowie wiederkehrender Bestandteil der individuellen biografischen Geschichte zu betrachten³¹⁸ und da-

311 Dieter Ulich: *Krise und Entwicklung: zur Psychologie der seelischen Gesundheit*. München 1987, S. 51f.

312 Siehe zur Etymologie von ›Krise‹ das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

313 Sigrun-Heide Filipp, Peter Aymanns: *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen: Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. 2., aktual. Aufl. Stuttgart 2018, S. 26.

314 Vgl. ebd.

315 Vgl. Straub: *Krise in der Psychologie*, S. 34.

316 Filipp, Aymanns: *Kritische Lebensereignisse*, S. 28.

317 Vgl. ebd.

318 Vgl. Straub: *Krise in der Psychologie*, S. 40.

mit »im Prinzip als etwas stets Mögliches [zu] erwarte[n]«. ³¹⁹ Insofern stellt sich ›Identitätskrise‹ als eine notwendige Konstituente und »Normalität des ›gesunden‹ menschlichen Lebens« ³²⁰ dar, deren jeweilige Ausprägung sich wiederum spezifisch und singular zeigt; man denke nur an die sehr unterschiedlichen Realisierungsformen, die etwa die entwicklungspsychologisch viel besprochene Adoleszenzkrise oder auch der Umgang mit Identitätskrise auslösenden Ereignissen wie Arbeitsplatzverlust und erzwungener Wohnortswechsel annehmen kann. Verallgemeinernd lässt sich daher mit Kommer und Röhrle festhalten: »Krisen zeichnen sich dadurch aus, daß sie [...] insbesondere durch unmittelbare und dringliche Lebensprobleme ausgelöst werden, die für den einzelnen nicht bewältigbar« scheinen. ³²¹ Infolgedessen gerät Krise im individuellen Erleben zumeist zu einer mentalen, emotionalen und bisweilen auch physischen Grenzerfahrung – etwa durch Alkohol- oder Medikamentenmissbrauch –, »die die Orientierungsfähigkeit, das Erlebnis- und Handlungspotenzial des oder der Betroffenen massiv untergraben und sogar zerstören k[a]nn[]«. ³²² Dementsprechend findet sich ›Identitätskrise‹ im Alltags- und psychologischen Verständnis vorrangig in einem negativen Bewertungs- und Erlebnishorizont situiert, der insbesondere mit den Aspekten Bedrohung, existenzielle Unsicherheit sowie soziale Instabilität assoziiert ist. ³²³ Wie Kommer und Röhrle darlegen, können sich im akuten Zustand der Identitätskrise verschiedene psychopathologische Verhaltensweisen Bahn brechen: angefangen bei emotional-extremisierten Reaktionen wie Angst und Verzweiflung über ein desorientiertes und fahriges Agieren bis hin zu einer phlegmatischen Handlungspassivität einerseits und der Konkretisierung des individuellen Krisenerlebens in einem Hyperaktivismus andererseits, um bloß einige der unmittelbaren Ausdrucksformen von Identitätskrise zu nennen. ³²⁴ Geschuldet ist dieses breite Spektrum an Krisenartikulationsarten zuvorderst der subjektiven Disposition: Der individuelle Umgang mit Krise variiert je nach biografischem Erfahrungshintergrund, der psychischen Grundverfasstheit wie etwa Resilienzfähigkeit als auch der sozialen Integration, über die sich zum Beispiel Unterstützung von anderen Personen einholen lässt. ³²⁵ Ebenfalls nach verschiedenen Aspekten bemisst sich die innere Dynamik des Krisengeschehens sowie die Dauer von Krise. So kommen hier u.a. einhergehend mit der mentalen Konstitution des/der Betroffenen die jeweilige

319 Ebd.

320 Ebd.

321 Detlev Kommer, Bernd Röhrle: Handlungstheoretische Perspektiven Primärer Prävention. In: Wolf-Rüdiger Minsel (Hg.): Brennpunkte der Klinischen Psychologie. Bd. 2: Prävention. München 1981, S. 89–151, hier S. 135f.

322 Straub: Krise in der Psychologie, S. 31.

323 Vgl. Ulich: Krise und Entwicklung, S. 51.

324 Vgl. Kommer, Röhrle: Handlungstheoretische Perspektiven Primärer Prävention, S. 136.

325 Vgl. Ulich: Krise und Entwicklung, S. 52.

subjektive Bewertung des Geschehens nebst den individuellen Bewältigungsstrategien zum Tragen. Ferner spielt es eine Rolle, ob dem Erleben von Identitätskrise gleich mehrere Zäsuren zugrunde liegen; sich Krisenereignisse also multiplizieren und sich dementsprechend die Instabilität des Selbstentwurfs über unterschiedliche identitätszentrale Seinsaspekte erstreckt.³²⁶ Angesichts dessen kann Krise im individualpsychologischen Zusammenhang laut Straub nicht nur »als vorübergehender Bruch in Erscheinung tr[e]t[en] und Diskontinuität markier[en]«, sondern ebenso »zu einem mehr oder minder dauerhaften und permanenten Bestandteil des Seelenlebens einer Person«³²⁷ werden. »Identitätskrise« mag sich demzufolge verstetigen und mithin zur Normalität geraten. Die hier ursächlich initiiierenden Ereignisse rücken dabei sukzessiv in Vergessenheit und verlieren ihre Relevanz für die psychopathologische Verfasstheit der Person.³²⁸ Dabei lässt sich fragen, ob »Krise« in diesem Fall noch als angemessene Bezeichnung gelten kann, da doch vielmehr ein neuer identitätsfigurierender Zustand vorzuliegen scheint, für den nachgerade das subjektive Erleben von emotionalen Extremen usw. grundlegend für den Selbstentwurf ist.

Die bisherigen Aspekte rekapitulierend sind es folglich die Begriffe »Veränderung« und »Belastung«, anhand derer sich »Krise« im psychologischen Verwendungskontext als Phase hoher Identitätsinstabilität fassbar machen lässt.³²⁹ Diesbezüglich handelt es sich um eine Zeitspanne, die subjektiv hinsichtlich Handlungsvermögen, kognitiver und emotionaler Konstituierung grundsätzlich als außerordentlich herausfordernd erfahren wird und von einer intensiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst gekennzeichnet ist. »Identitätskrise« kulminiert so im individuellen Erleben zu einem einschneidenden Lebensabschnitt, in dem sich zentrale Identitätsmarker neu figurieren oder wie Filipp und Aymanns emphatischer diesen Erfahrungszustand »Krise« umreißen: Die subjektiv erfahrene »Welt [ist] nicht mehr die [...], die sie einmal war, und [...] auch die Betroffenen [sind] nicht mehr die [...], die sie einmal waren«.³³⁰ Diese fundamentale Neuorganisation des eigenen Identitätsentwurfs im temporären Modus »Krise« produziert entsprechend vorrangig Ungewissheit und wird namentlich als beunruhigender, ja beängstigender sowie schmerzvoller Veränderungs- und Übergangsprozess empfunden.

Betrachtet als ebenjene, weiter oben beschriebene normalbiografische Konstituente lässt sich »Identitätskrise« aus psychologischer Perspektive allerdings auch positiv lesbar machen. So kann diese Zeitspanne gleichfalls als Phase intensiven kognitiven und emotionalen Lernens aufgefasst werden; etwa in Bezug auf die Fähig-

326 Vgl. Kommer, Röhrle: Handlungstheoretische Perspektiven Primärer Prävention, S. 137.

327 Straub: Krise in der Psychologie, S. 38.

328 Vgl. ebd.

329 Vgl. ebd., S. 51.

330 Filipp, Aymanns: Kritische Lebensereignisse, S. 27.

keit, Bewältigungs- oder Lösungsstrategien zu entwerfen.³³¹ Insofern mag ›Identitätskrise‹ ebenfalls stets die Möglichkeit zur individuellen Weiterentwicklung bezeichnen. In diesem Sinne konstatiert denn auch Straub pointiert: »In und durch Krisen – ihren Umgang damit! – vermögen Menschen zu lernen, ihr Wissen zu verbreitern und zu vertiefen, ihre kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten auszubauen, ihre emotionalen Register zu verfeinern und sich in Empathie zu üben«.³³²

Der Abschluss von Identitätskrise kann sich – wie bereits angeklingen – ebenso positiv wie negativ ausgestalten. Im erstgenannten Fall gelingt es, einen neuen, überzeugenden Selbstentwurf zu formulieren und entsprechend der sozialen Umwelt zu kommunizieren. In der Krise aufgetretene Handlungs- und Orientierungsstörungen werden überwunden, es dominieren keine negativen Gefühlsäußerungen mehr; Identitätsstabilität wird in genügendem, Sicherheit generierendem Maße wiedergewonnen.³³³ In zweiterer Variante bleibt die erfolgreiche Restauration und soziale Implementierung der eigenen Identität aus. Dieses Scheitern führt häufig »zu einer Chronifizierung der Belastungsreaktionen«, es etabliert sich eine »dysfunktionale[], verzerrte[] Einschätzung[] der Welt und der eigenen Person«, die »eine[] Flucht in maladaptive Formen der Lebensbewältigung [...] bis hin zu [einem] depressivem Rückzug gepaart mit Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und erhöhter Suizidneigung«³³⁴ zeitigen kann.

Insgesamt betrachtet handelt es sich bei ›Identitätskrise‹ überdies stets um eine vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext abhängige Variable. Das heißt: Sie ist das Produkt einer kulturell sowie historisch gewachsenen Praxis und entsprechend keine »naturegegebene« Entität; exemplarisch erinnert sei diesbezüglich an die sogenannte ›midlife crisis‹ in westlich geprägten Gesellschaften.³³⁵

Zusammengefasst: Im individualpsychologischen Verwendungskontext zeigt sich ›Krise‹ als ein analytischer Schlüsselbegriff präsent. Hier verstanden als kulturgeschichtlich gewachsene und subjektiv perzipierte Erlebniskategorie ist Krise – der Etymologie gemäß – als mehr oder minder klar begrenzbare und wiederkehrende lebensbiografische Zeitspanne bestimmt. Ausgelöst durch zäsierende Ereignisse, die identitätsdestabilisierend wirken, wird ›Identitätskrise‹ dabei gemeinhin als negative und belastende Phase aufgefasst, die auf eine Rejustierung des Identitätsentwurfs zielt und deren Ende – Gelingen oder Scheitern – offen ist. Die Vergegenwärtigung der fachtheoretischen Konturierung zeigt ferner, dass Identitätskrise inhaltlich längs der für Krise aus erzähltheoretischer Sicht entwickelten Merkmalskategorien fassbar gemacht werden kann: So ist der Verlust

331 Vgl. Straub: *Krise in der Psychologie*, S. 41.

332 Ebd.

333 Vgl. Filipp, Aymanns: *Kritische Lebensereignisse*, S. 29.

334 Ebd.

335 Vgl. Straub: *Krise in der Psychologie*, S. 42.

von zentralen Identitätsmarkern hier gleichfalls initiiierend, ebenso lässt sich der Krisenzustand – unter Berücksichtigung möglicher emotionaler, kognitiver und ggf. auch physischer Grenz- bzw. Extremerfahrungen – als liminal beschreiben, während die reflexionsbasierte Reformulierung des als hochgradig fragil erlebten Selbstentwurfs den Übergang in einen neuen, Normalität generierenden Zustand einleitet.³³⁶

Wie bereits der Blick auf die fachdisziplinäre Konturierung von ›Wirtschaftskrise‹ nahegelegt hat,³³⁷ scheint mit ›Krise‹ demzufolge unabhängig vom konkreten Verwendungskontext grundsätzlich ein erzähltechnisches Verlaufsschema – ›Zustand A – Krise – Zustand B‹ – aufgerufen zu werden, das inhaltlich längs der von mir vorgestellten narratologischen Parameter ›Trennung‹, ›Liminalität‹, ›Identitätsfragilität‹, ›Reflexive Ambiguität‹ und ›Angliederung‹ vermessen werden kann. Insofern lässt sich Krise als ein anthropologisches Grundnarrativ betrachten, das für das Erzählen als existenziell-einschneidend rezipierter Transformations- und Transitionsphasen gesellschaftlicher und/oder personal-individueller Form nutzbar gemacht wird.

336 Vgl. zu den Charakteristika von Krise als spezifischer Erzählmodus ausführlich das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

337 Vgl. zur Figuration von ›Wirtschaftskrise‹ das Kapitel 5.3.1: Konturierung ›Wirtschaftskrise‹.